Evangelische
Missionsgeschichte
in
Biographieen.

Von
Reinhold Vormbaum,
Pfarrer zu Kaiserswerth am Rhein.

Vierter Band. — Drittes und viertes Heft.

Dr. Johann Theodor van der Kemp,
Missionar der Londoner Missions-Gesellschaft in Süd-Afrika, und seine Mitarbeiter.

Elberfeld,
Verlag der Bädeker'schen Buch- und Kunsthandlung
(A. Martini & Grüttefien.)
1860.

Dr. Johann Theodor van der Kemp,

Missionar der Londoner Missions-Gesellschaft

in

Süd-Afrika,

und

seine Mitarbeiter.

Von

Reinhold Vormbaum,

Pfarrer zu Kaiserswerth am Rhein.

Elberfeld.

Verlag der Bädeker'schen Buch- und Kunsthandlung.

(A. Martini & Grüttefien).

1860.

Erstes Kapitel.

Joh. Theod. van der Kemp's Leben bis zum Eintritt in den Missionsdienst.

Ist dieser nicht ein Brand, der aus dem Feuer errettet ist? Sacharja 3, 2.

Johann Theodor van der Kemp war der zweite Sohn des reformirten Predigers Cornelius van der Kemp zu Rotterdam, woselbst er im Jahre 1748 geboren wurde. Seine Kindheitsgeschichte ist in Dunkel gehüllt. Der Vater, ein frommer, gläubiger Mann, trachtete darnach, ihn in der Zucht und Vermahnung zum Herrn aufzuziehn. Schon früh zeigte der Knabe außerordentliche Fähigkeiten des Geistes und eine ungewöhnliche Lernbegierde. Fünfzehn Jahre alt bezog er als Student der Medizin die Universität Leyden, an welcher ein älterer Bruder, Diedrich van der Kemp, eine theologische Professur bekleidete. Dem regen Geiste des zum Jüngling heranwachsenden Theodor genügte bald die Arzneiwissenschaft nicht. In raschem Fluge durchmaß er mit ungewöhnlichem Erfolge die übrigen Gebiete menschlichen Wissens; in der Theologie, Geschichte, Philosophie war er ebenso bewandert, wie in der Arzneikunde. Kein Wunder, daß er den Seinen die weitaussehendsten Hoffnungen erweckte.

Aber seltener hat ein Sohn der Eltern Hoffnungen so rasch vernichtet, als der junge van der Kemp. Er stand nahe am Ende seiner Universitätsstudien. Da ergreift ihn ein solcher Ekel an den Wissenschaften, daß er den Tag, an welchem er sich ihnen zugewendet, als einen Tag des Fluches betrachtet. Er meldet dem Vater in bitterem Hohne, daß er die betretene Bahn verlassen habe, und alle Versuche, ihn auf dieselbe zurückzuführen, vergeblich sein würden. Seit der Zeit war die Hoffnung und die Freude der Eltern dahin.

Wir beschreiben das Leben eines Mannes, welcher zu einem auserwählten Rüstzeuge des Herrn erkoren war. Wir dürfen uns daher nicht auf die Darstellung seines äußeren Lebensganges beschränken. Um ihn ganz kennen zu lernen, ganz verstehen zu können, müssen wir seine Stellung zu den höchsten und heiligsten Angelegenheiten des Menschen ins Auge fassen. Schon aus der erwähnten Beschäftigung mit den theologischen Wissenschaften können wir den Schluß ziehen, daß ihm die religiösen Fragen nicht gleichgültig waren. Die Lehren des Christenthums waren oft Gegenstand seines ernstesten Nachdenkens; dem Studium der h. Schrift widmete er sich mit vielem Fleiße. Seine Forschungen aber waren mehr gelehrter Art; ein Fragen nach seiner Seelen Seligkeit kannte er nicht. Der Kern und Stern des Evangeliums ist die Erlösung des Sünders aus freier göttlicher Gnade. Van der Kemp nahm an dieser Fundamentallehre den größten Anstoß. Sie schien ihm die thörichtste Ungereimtheit zu sein, welche dem Sünder nur Macht und Freiheit zur Sünde gebe. Darum blieb ihm die heilige Schrift ein verschlossenes Buch; darum sank ihm das Christenthum zu einem Hirngespinnst zusammen. „Nach wiederholter Unter-

suchung," schreibt er, „schien es mir, daß die Bibel aus einer Sammlung schlecht verknüpfter Begriffe, Erzählungen und Vorurtheile bestehe. Das Christenthum war in meinen Augen unvereinbar mit den Aussprüchen der gesunden Vernunft; und was die Person Christi betrifft, so hielt ich ihn anfangs für einen Mann von Verstand und Gelehrsamkeit, welcher wegen seiner Bekämpfung der kirchlichen und bürgerlichen Gesetze der Juden der Gegenstand ihres Hasses und der Schöpfer eines eigenen Lehrsystems geworden war. Oft feierte ich das Gedächtniß seines Todes durch die Theilnahme am heiligen Abendmahl, aber später, als ich erwog, daß er sich für den Sohn Gottes erklärt und Wunder verrichten zu können vorgegeben habe, verlor er bei mir alle frühere Achtung." Van der Kemp hatte den einzigen festen Halt im Leben und Sterben verloren. Wie ein Schiffbrüchiger trieb er auf den Wogen des Lebens umher, ohne Kraft, den mannigfachen Anfechtungen und Verführungen widerstehen zu können. Wer seinem Gotte und Heilande nicht dienen will, muß sich unter die grausame Herrschaft der Sünde beugen. Das war van der Kemp's Loos; im Dienste der Welt suchte er Ersatz für die weggeworfenen Schätze des Heiles, — aber er fand ihn nicht.

Dem unglücklichen Jünglinge gefiel es, nachdem er den Wissenschaften den Abschied gegeben, nicht länger in Leyden. Aber wohin sich nun wenden? Seinen damaligen Neigungen sagte das Soldatenleben zu, und schnell ward der Entschluß gefaßt, ihnen zu folgen. Im Jahre 1766 trat er als Rekrut in das Garde-Dragoner-Regiment ein. Er war mit ganzer Seele Soldat; sein Eifer und seine Talente trugen ihm manche Auszeichnung ein; im Mai 1771 hatte er sich bis zum Range eines Rittmeisters emporge-

schwungen. In dem neuen Berufe aber gab er sich der ungezügeltsten Ausschweifung hin. Keine mahnende und warnende Stimme beunruhigte ihn; sein Gewissen quälte ihn nicht, er ließ es sich wohl gefallen, daß seine Ehre vor der Welt durch das Sündenleben nicht beeinträchtigt wurde. Selbst der durch den Kummer um den verirrten Sohn beschleunigte Tod seiner Mutter, welchem kurz nachher der des Vaters folgte, ging spurlos an ihm vorüber; die Schmerzensrufe, mit welchem kurz vor seinem Ende der Vater den verlorenen Sohn hatte zurückführen wollen, waren bald vergessen. Erwachten je und dann in ihm die Gedanken an die Schrecken der Ewigkeit, welche ihn einmal seinem Bruder schreiben ließen: „Ich bin lebendig todt und ohne Hoffnung, ich sterbe vor Traurigkeit,“ so wurden sie nur zu bald durch neue Ausschweifungen und Sünden unterdrückt. Van der Kemp's Herz ist zuletzt so verhärtet, daß es nicht einmal mehr der Liebe gegen seine nächsten Angehörigen fähig ist. Als ihm seine Schwiegerin das selige Ende seines Bruders meldet, welcher in brüderlicher Liebe ihm so oft die treulichst gemeinten Rathschläge ertheilt, für ihn gebeten und mit sterbendem Munde ihm Alles vergeben hatte, antwortet er mit einer Kälte und Gefühllosigkeit, die auf eine entsetzliche Oede des Herzens hinweist. *)

In diesem Zustande tiefster Versunkenheit fand er ein Mittel, wenigstens zu einem äußeren ehrbaren Lebenswandel zurückzukehren. Er geht einmal durch die Straßen Leydens, als plötzlich sein Ohr von dem lieblichen Gesange einer weiblichen Stimme getroffen wird. Die Töne fesseln ihn so, daß er die Bekanntschaft mit der Sängerin sucht.

*) Vergl. D. C. van der Kemp, Johannes Theodorus van der Kemp etc. Amsterdam, 1848. Bl. 44 etc.

Er findet in ihr eine arme Spinnerin; aber er läßt sich dadurch nicht abhalten, sie zu seiner Frau sich zu ersehen. Es schien, als habe er mit diesem leichtsinnigen und schnell ausgeführten Entschlusse seinem gottlosen Wandel die Krone aufsetzen wollen. Doch Gott geht mit den Menschenkindern oft räthselhafte Wunderwege, deren heilsame Absichten erst später ans Licht treten. Was die liebreichsten und ernstesten Ermahnungen, was die bittersten Thränen der nächsten Angehörigen, was selbst ihr Tod nicht vermocht hatte, das gelang einer armen und ungebildeten Frau, die sowohl ihrem Stande als ihrer Gemüthsbeschaffenheit nach zu ihrem Manne nicht zu passen schien. Christina Helena Frank war in großer Armuth aufgewachsen, auf ihre Erziehung war wenig Sorgfalt gelegt, aber sie trug einen Schatz im Herzen, der sie weit über ihren Gatten stellte. Dieser Schatz war der kindliche Glaube an den Herrn, in dessen Nachfolge sie ihren Frieden und ihr Glück suchte. „Den höchsten Ruhm,“ sagt ein holländischer Biograph, „suchte sie in Wahrnehmung des Gottesdienstes.“ Mit der zärtlichsten Liebe hing sie an ihrem Manne; ihm zu dienen, erkannte sie als ihren Beruf, und nie hat eine Frau diesen Beruf treuer erfüllt. Ihr liebevolles Entgegenkommen war für van der Kemp überwältigend; ohne daß er es selbst ahnte oder gewollt hätte, übte sie auf ihn einen großen Einfluß. Das Band zwischen beiden wurde noch fester und inniger, als ihre Ehe durch die Geburt eines Töchterchens gesegnet wurde. Van der Kemp schien ein glücklicher Mann zu sein. So viel Liebe hielt er seiner Liebe werth; er zeigte sie durch die Rückkehr zu einem rechtschaffenen Lebenswandel. Er besann sich über seine vorigen Wege; er erkannte sie in ihrer ganzen Verwerflichkeit und eine große

Unruhe bemächtigte sich seiner Seele. Er sah sich an einem Abgrunde, von dem er nur durch schnelle und entschiedene Umkehr gerettet werden konnte.

Van der Kemp war ein Mann schnellsten Entschlusses. So zeigt er sich auch jetzt. Er fordert und erhält seinen Abschied und begiebt sich mit Frau und Kind nach Edinburg, um dort seine unvollendet gebliebenen medicinischen Studien fortzusetzen. Der gewohnte günstige Erfolg bleibt auch hier nicht aus. Im Sommer 1782 wurde er, nachdem er mit außerordentlicher Geschicklichkeit eine Abhandlung über das Leben und den Lebensanfang im menschlichen Körper vertheidigt hatte, zum Doctor der Medizin promowirt.

Wir fragen: wie steht van der Kemp nach diesem Umschwunge des äußeren Lebens zum Christenthum? Sein Gewissen klagte ihn an über seine früheren Wege, er fühlte eine nie gekannte Sehnsucht nach Frieden. Aber er suchte ihn noch auf falschen Wegen, er ergab sich aufs neue früheren fruchtlosen Speculationen über Gott und göttliche Dinge. Er hat dieselben in einer nach den Grundsätzen des Deismus abgefaßten lateinischen Schrift, Parmenides betitelt, niedergelegt und dieselben mit solchem Scharfsinn, solcher Gründlichkeit vertheidigt, daß viele gelehrte Männer ihre Widerlegung nicht wagen mochten. Sie enthält eine Art Kosmologie. Die heilige Schrift läßt er bei Seite, die sinnlich-wahrnehmbare Schöpfung soll ihn zur Erkenntniß Gottes führen, den er als Schöpfer und Erhalter ehrt. Von diesem Schöpfer und Erhalter erwartet er, daß er auf einem andern Wege, als dem in der Schrift offenbarten, die verlornen Menschen zu einer neuen Creatur herstellen und in den Zustand reinster Unschuld versetzen werde. Van der Kemp war von der Wahrheit seiner deistischen Lehren so

überzeugt, daß er die Blasphemie gegen den Sohn Gottes für ein gottgefälliges Werk ansah.

Im Jahre 1782 kehrte er nach Holland zurück. Er ließ sich in Middelburg als practischer Arzt nieder. Seine Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt in Behandlung der Kranken, — er nahm ihrer zu gleicher Zeit nur zwölf an, um sich ihnen ganz widmen zu können, — erwarben ihm allgemeine Achtung und Liebe, auch in weiteren Kreisen wurde sein Name mit Ruhm genannt. Die Stadt ehrte ihn dadurch, daß sie ihn zum Chef der Bürgerwehr erwählte. So flossen seine Tage bis zum Jahre 1787 in äußerer Ruhe dahin. Sein irdisches Glück schien wohl gegründet. Aber noch immer hatte er den Frieden der Seele nicht gefunden, noch immer war ihm der Weg des Lebens verhüllt. In seinen Ansichten fand er keine Kraft, den Kampf mit der Sünde zu bestehen. „Ich bat Gott," schreibt er, „er möge mich durch Bestrafung meiner Sünden zur Tugend und Glückseligkeit tüchtig machen, und ich dankte ihm für jegliches Mißgeschick. Aber die erste Beobachtung, welche ich machte, war die, daß, obgleich ich oft hart gezüchtigt wurde, sie mich nicht besser und weiser machte. Deshalb bat ich Gott wieder, er möchte mir stets die Sünde zeigen, für welche ich gestraft würde, damit ich sie erkenne und hasse. Als ich aber fand, daß dies vergebens sei, fürchtete ich, daß ich vielleicht niemals in diesem Leben durch Strafe gebessert würde, doch hoffte ich noch, daß ich nach dem Tode, in einer Art Fegfeuer durch härtere Strafe, von der Sünde befreit werden würde. Da ich aber erwog, daß die Strafe sich bei mir unwirksam erwiesen habe, selbst den geringsten Grad von Tugend in meiner Seele hervorzubringen, so wurde ich überzeugt, daß meine Lehre durch die Erfahrung

gänzlich widerlegt sei, und ich machte den Schluß, daß die Entdeckung des wahren Weges der Tugend und Glückseligkeit gänzlich außer dem Bereiche meiner Vernunft liege. Ich bekannte Gott meine Ohnmacht und Blindheit und betrachtete mich wie einen blinden Menschen, welcher den Weg verloren hat und wartet, bis irgend ein Wohlwollender vorübergeht und ihm den rechten Weg zeigt. So wartete ich auf Gott, ob er mich an die Hand nehmen und auf den ewigen Weg leiten würde."

Van der Kemp's Hoffnung sollte nicht zu Schanden werden. Wir wissen, daß wir durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen müssen. Hatten ihn die Tage des Glückes nicht zur Buße geführt, so sollten es die Tage des Leidens ausrichten. Der Herr nahm ihn in seine Schule; erst noch klopfte die göttliche Gnade mit schonender Hand an sein Herz, dann führte sie über ihn eine Heimsuchung herbei, unter welcher der stolze Mann zusammenbrach und als armer Sünder um Gnade flehen lernte. Durch einen Irrthum kamen seine politischen Ansichten in Verdacht. Seine Handlungen als Oberst der Bürgerwehr wurden mißdeutet, und der Haß des Volkes machte sich gegen ihn in Thätlichkeiten Luft. Sein Haus wird geplündert, er selbst den rohen Mißhandlungen der Menge preisgegeben, man droht sogar, ihn ermorden zu wollen. Das war dem stolzen Manne zuviel. Er verläßt die Stadt, welche ihm also gedankt, unverzüglich und zieht sich in die einsame Stille des Dorfes Zwyndrecht zurück. Er lebt hier ganz den Wissenschaften, das Studium der orientalischen Sprachen bildet seine Hauptbeschäftigung. Die Abgeschiedenheit von der Welt läßt ihm Zeit genug, über sich und sein Leben nachzudenken. Seine Sünden und Schanden treten aufs neue in hellstem Lichte

vor seine Seele; es ist ihm selbst unerklärlich, wie er solche Wege habe betreten können. „Da dankte er seinem Gott für jede Widerwärtigkeit, für jedes Unglück, mit welchem er zu kämpfen gehabt, und sandte mit doppeltem Ernst seine Gebete gen Himmel, um durch schwere Prüfungen gezüchtigt zu werden, damit bei seinem Tode die Pforten des Himmels seiner unsterblichen Seele sich öffnen möchten.“ Seine Gebete wurden erhört.

Am 27. Juni 1791 macht er mit Frau und Kind eine Vergnügungsfahrt auf der Maas. Plötzlich bricht ein furchtbarer Sturm aus, eine Windhose erhebt sich, und der Kahn schlägt um. Frau und Kind finden vor seinen Augen den Tod in den Wellen. Er selbst klammert sich in Todesangst an den Nachen und wird mit ihm den Strom hinuntergetrieben. An Rettung ist nicht zu denken. Man sieht den Unglücklichen vom Ufer aus, aber Niemand wagt den gefährlichen Versuch seiner Rettung. Er hätte in den Wellen sein Grab gefunden, wäre nicht ein Schiff, das durch den Sturm losgerissen worden, gerade auf ihn zugetrieben. Man findet ihn mit den letzten Kräften im Tode ringend, er wird aus dem Wasser gezogen, und sein Leben ist gerettet. Sein irdisches Glück war dahin. Der Herr war, nach seinem eigenen späteren Berichte, wie ein Krieger über ihn gekommen, dessen mächtiger Arm Alles zu Boden wirft. *) Aber dieser Herr war ihm noch verborgen, kein Strahl des Gnadenlichts fiel in seine umnachtete Seele. Das Evangelium war ihm nicht Gottes Wort, darum blieb ihm sein Trost fern. Er war der Verzweiflung nahe. „Ich sah,“ berichtet er, „dieses schreckliche Unglück als die härteste Strafe an, welche

*) Siehe van der Kemp's Brief in Missionary Transactions. Vol I. p. 353.

mich je treffen konnte. Als ich aber am folgenden Tage erkannte, daß es mich nicht im mindesten bessern konnte, so fürchtete ich, daß es mit mir hoffnungslos stehe, und daß Gott mich als einen Unverbesserlichen meinem eigenen Loose preisgeben werde." Der Herr wußte, warum und wozu er solche Wege mit ihm gegangen war. Wenige Tage nur verflossen, und van der Kemp mußte die wunderbare Gnade seines Gottes anbeten. Hören wir ihn darüber selbst erzählen. „Nächsten Sonntag ging ich in die Kirche, wo das Abendmahl gefeiert werden sollte; und obwohl es widersinnig schien, daß ich mich an die Feier des Gedächtnisses eines Mannes anschlösse, den ich noch für einen Betrüger hielt, schämte ich mich doch vom Tische wegzubleiben und stellte mich unter die Abendmahlsgenossen. Um aber an den Gegenstand der Feier nicht zu denken, wandte ich mich an Gott etwa mit diesen Gedanken: „Mein Gott, ich konnte mich in deine Führungen nicht finden und deinem Willen mich nicht unterwerfen, aber nun kann ich es. Es gefällt mir nun wohl, daß meine Frau und Tochter mir genommen sind, weil es dein Wille ist; nimm sie von meiner Hand an, ich übergebe sie gänzlich dir!" In dem Augenblicke traten vor mein Inneres mit einer unwiderstehlichen Gewalt folgende Worte: „Uebergib sie nicht Gott, sondern übergib sie mir!" Ich schrack zusammen vor dem sonderbaren Gedanken, daß ich sie nicht Gott anvertrauen solle, und konnte mich in dies Paradoxon nicht finden. Doch nöthigte eine höhere Macht mich, zu gehorchen; und wenn ich mich recht erinnere, war dies ein Uebergang zu der Vorstellung, daß der, welcher unsichtbar mit mir rede, Jemand sei, der weit Alles übersteige, was ich bis dahin mir als meinen Gott gedacht hatte. Nun schien es mir klar, es sei der Herr Jesus, welcher

mich angeredet hatte, und ihm antwortete ich daher auch: „Ja, Herr Jesu, ich übergebe sie Dir!“ Worauf wieder die Frage an mich gerichtet wurde, ob ich nun darüber ruhig sei, daß es ihnen wohl gehe und sie in guten Händen seien; und ich erwiederte, ich sei völlig davon überzeugt. Darauf wurde mir gesagt, wenn das, was ich sagte, Wahrheit sei, dann hätte ich mich mit ihnen seiner Fürsorge übergeben sollen. Sogleich bot ich, betrübt und beschämt über meine Gleichgültigkeit, ihm mich an, mit Allem, was ich hatte, und erkannte, daß die einzige Gott wohlgefällige Religion eine rückhaltslose Hingabe an Christus sei. Dabei blieb ich eine Weile stehen, bis ich wieder anknüpfte: „O mein Jesus, wenn ich Dir allein mich übergebe, dann muß ich ja auch die christliche Lehre annehmen, die ich so oft geprüft habe, und meinte doch immer zu finden, daß sie ein Gewirr von Abgeschmacktheiten sei.“ Hierauf antwortete er: „Prüfe sie noch einmal, und Du wirst von meiner Lehre anders urtheilen; ich will mit Dir sein und Dich lehren, daß die Erbsünde und die Erlösung meine Lehren sind, aber iß nun dieses Brod und bekenne Dich zu Deinem neuen Herrn.“ Ich will nicht gerade sagen, daß ich buchstäblich die Worte hörte, die ich hier aufschreibe; aber ich kann auf keine andere Weise genauer darstellen, was schnell durch meinen Geist hinzog, während ich an des Herrn Tische saß; auch war es mehr, als fühlte ich es unmerklich mir einhauchen, als hörbar aussprechen. Gleich nachher fiel ich in eine Art von Betäubung, von 10 Uhr bis 3 Uhr Nachmittags; nur beim Nachhausegehen dachte ich einen Augenblick an dies wunderbare Ereigniß. Da ich wieder zu mir selbst kam, und nach und nach mir ins Gedächtniß rief, was vorgefallen war, blieb ich erst geneigt, das Ganze

für ein bloßes Phantasiespiel zu halten; doch dachte ich an den Befehl: „Prüfe die christliche Lehre noch einmal, und ich will Dich lehren," und ich schloß darauf, wenn das, was vorgegangen, kein Traum sei, dann würde ich es deutlich erkennen, wenn ich die christliche Lehre noch einmal durchginge. Sogleich wollte ich zu diesem Werke schreiten, da ich nun nicht wußte, wie ich den Anfang machen sollte, fiel mir ein, daß von der Erbsünde mir gesagt worden war; von dieser Lehre ging ich nun aus, daß die Nachkommen Adams ihrem sündigen und verdammten Stammvater von Natur ähnlich sind, bis sie in das Ebenbild eines gerechten, heiligen und verklärten Erlösers umgewandelt werden, und so aus der Sünde und dem Elend zur Heiligkeit und Seligkeit ohne Strafe gelangen. Ich sah nun, wie durch die freie Gnade die Gerechtigkeit Gottes nicht nur nicht gefährdet, sondern erhöhet und in das hellste Licht gesetzt werde durch den Weg der Rechtfertigung aus dem Glauben. Ich hörte auf, ehe ich noch an das Ende meiner Schlußkette gekommen war, und war überzeugt, daß ich niemals eine richtige Vorstellung von der Lehre Jesu gehabt hatte. Den nächsten Morgen warf ich meine Augen auf die Bibel, und dachte, wenn dies Buch auf göttlichen Befehl geschrieben worden sei, dann müsse zwischen ihrem Inhalt und der Lehre, von deren Wahrheit und Göttlichkeit ich nun überzeugt war, eine völlige Uebereinstimmung stattfinden. Anfangs scheute ich mich, eine solche Vergleichung anzustellen, endlich aber entschloß ich mich, die apostolischen Briefe aufmerksam zu lesen, und war erstaunt über die völlige Uebereinstimmung zwischen den drei ersten Kapiteln des Briefes an die Römer und dem, was ich mir von meiner Gedankenreihe aufgesetzt hatte. Bald wurde ich indeß

inne, daß die Schätze Gottes in der heiligen Schrift den Theil der Erkenntniß Christi, welcher mir geschenkt worden war, weit übertrafen." — Van der Kemp hatte den Heiland gefunden und in ihm einen Frieden, den er um alle Ehren und Schätze der Welt nicht vertauscht hätte. Was ihm vorher dunkel und räthselhaft erschienen, lag jetzt klar und deutlich vor seinen Augen. Eigene Erfahrungen des Herzens breiteten ein helles Licht über die Wahrheit des Wortes Gottes. Die Einsamkeit seines ländlichen Wohnortes behagte ihm nicht länger, aber was nun ergreifen? Von befreundeter Seite rieth man ihm, Geistlicher zu werden, aber er fühlte dazu keinen Beruf. In den Jahren 1793—1795 fand er eine gesegnete Thätigkeit als Director des großen Militair-Hospitals zu Fyenoord, Rotterdam gegenüber, welche Stellung ihm die ärztliche Pflege von 2000 Kranken und Verwundeten auflegte. Er hatte in seinem Amte Gelegenheit genug, seine ausgezeichneten medizinischen Kenntnisse fruchtbar zu machen. Schon die äußere Ordnung in Verwaltung des Hospitals bekundete, daß ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten an der Spitze stehe. Van der Kemp fühlte sich aber nicht bloß zum Regieren berufen; sein Amt betrachtete er als einen Dienst an den Kranken und Armen. Freundlich und theilnehmend ließ er sich zu seinen Patienten herab, er erntete dafür den wärmsten Dank und die aufrichtigste Liebe der Unglücklichen. Er war ein Arzt, aber er war auch ein Christ. Wie hätte er den Glauben an seinen Herrn verleugnen können? Die von ihm bewirkte Anstellung eines Hospital-Geistlichen zeigt, daß er auch die geistlichen Bedürfnisse seiner Pflegebefohlenen im Auge hatte. Leider dauerte diese gesegnete Wirksamkeit nur wenige Jahre. Nach der Eroberung Hollands

durch die Franzosen wurde das Hospital aufgehoben, van der Kemp zog sich nach Dortrecht zurück, in stiller Einsamkeit den Wissenschaften lebend. Das Studium der orientalischen Sprachen wurde mit Eifer fortgesetzt, daneben begann er einen Commentar zu dem Briefe Pauli an die Römer, welchen er als ein Zeugniß von seinem aufrichtigen Glauben an den Herrn der Welt hinterlassen wollte. Er meinte, sein Leben in der Stille beschließen zu können. Gott aber hatte ihn zu seinem Zeugen mitten in der Welt des Aberglaubens und Unglaubens ausersehen, und van der Kemp widerstrebte nicht.

Die Londoner Missionsgesellschaft hatte mehrere bei ihrer Gründung gehaltene Predigten durch den Druck ausgehen lassen und denselben eine Aufforderung zur Theilnahme und Unterstützung ihrer Arbeit beigefügt. Ein befreundetes Mitglied der Brüdergemeinde theilte dem für den Bau des Reiches Gottes glühenden Doctor dieselben mit. Ihr Inhalt versetzte van der Kemp in die freudigste Bewegung, er lobte und pries Gott, der solche Gedanken in die Seele der englischen Brüder gelegt habe. In einer der Predigten stößt er auf die Stelle Richter 5, 23: „Fluchet der Stadt Meros, sprach der Engel des Herrn; fluchet ihren Bürgern, daß sie nicht kamen dem Herrn zu Hülfe, zu Hülfe dem Herrn zu den Helden!“ Die Worte gehen ihm durch die Seele. Ueberwältigt von ihrem Eindrucke fällt er auf seine Kniee und ruft laut aus: „Hier bin ich, Herr Jesu, Du weißt, ich mag keinen eigenen Willen haben, seit ich mich Dir zu Deinem Dienste übergeben habe, laß mich in dieser großen Sache nur nichts in fleischlichem, selbstgenügsamen Sinne thun und leite mich auf den rechten Weg, wenn noch irgend welche Spuren der

Schalkheit in mir sind!" Das stand dem bald 50 Jahre alten Manne fest: seine Zeit zum Ruhen war noch nicht gekommen. Er hielt es für eine heilige Pflicht der Dankbarkeit, seine Gaben und Kräfte in der Arbeit für das Reich Gottes zu verwenden. Nur darüber war er anfangs ungewiß, ob er daheim in seinem Vaterlande für die Weckung und Verbreitung christlichen Lebens thätig sein, oder ob er als Missionar mit der Botschaft des Evangeliums zu den Heiden gehen solle. Im April 1798 legte er in einem Schreiben an die Directoren der Londoner Gesellschaft offen und ohne Rückhalt die Gedanken dar, welche er so viel und lebhaft seit der Bekanntschaft mit jenen Predigten bewegt hatte. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten; ein Mann solchen Glaubens und Eifers durfte und konnte nicht zurückgewiesen werden. Nachdem man über ihn nähere Erkundigungen eingezogen hatte, ward er zu einem Besuche nach der brittischen Hauptstadt eingeladen. Van der Kemp folgte. Es trat klar zu Tage, daß sein Eifer für das Reich des Herrn kein gemachter, sondern die Folge eines inneren Berufes, eines für das Heil der verlorenen Welt brennenden Liebesdranges war. Einstimmig waren die Directoren überzeugt, in ihm den Mann gefunden zu haben, welcher zur Gründung und Leitung der beabsichtigten Missions-Unternehmung in Süd-Afrika vom Herrn bestimmt sei.

Van der Kemp gehörte von der Zeit der Londoner Missionsgesellschaft an. Er ist in dieser Verbindung bis an seinen Tod geblieben, und es scheint daher geeignet, von ihr etwas ausführlicher zu reden.

Zweites Kapitel.

Die Gründung der Londoner Missionsgesellschaft.

Das Leben ist erschienen, und wir haben gesehen und zeugen, und verkündigen euch das Leben, das ewig ist, welches war bei dem Vater, und ist uns erschienen. 1 Joh. 1, 2.

Das evangelische Missionswerk hat, wie wir bereits öfter zu erwähnen hatten, in England immer seine zahlreichen Freunde gehabt. Es ist von hier mit bedeutenden Geldmitteln unterstützt und dadurch in der Ausdehnung des Arbeitsfeldes nicht wenig gefördert worden. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts schien jedoch unter den Stürmen und Kämpfen während der Regierung der Stuarts (1660—1688) die Theilnahme für die Sache der Heidenbekehrung erloschen zu sein, bis unter Wilhelm von Oranien eine andere Wendung der Dinge eintrat. Im Jahre 1698 bildete sich die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß, welche zwar hauptsächlich in der Heimath ihr Arbeitsfeld suchte, aber doch auch eine warme Pflegerin der Heidenmission wurde. Aus ihr und neben ihr bildete sich sodann im Jahre 1701 „die Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums in fremden Welttheilen," welche bis heute in großem Segen gewirkt hat. Als aber im Laufe des 18. Jahrhunderts der Unglaube in die englische Kirche drang, da erlosch auch der Missionseifer immer mehr, nur bei den wenigen lebendigen Christen war er zu finden, bis am Ende des Jahrhunderts über England eine Gnadenheimsuchnng kam, und mit ihr eine geistliche Trieb-

kraft, welche die schönsten und glorreichsten Erscheinungen seit den Tagen des Pfingstfestes zu Tage gefördert hat. Unter diesen Erscheinungen ist die Londoner Missionsgesellschaft eine der erhabensten.

Mannigfache Umstände kamen zusammen, um den Boden für die Pflanze zur Ehre Gottes zu bereiten. Wie der Herr der deutsch-evangelischen Kirche einen Spener schenkte, der dem starren Orthodoxismus, dem geistlichen Tode ein Ende zu machen und ein lebendig-thätiges Christenthum zu erwecken suchte, so gebrauchte er zu gleichem Zwecke in England die Brüder Johann und Karl Wesley und Georg Whitefield. Seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ging von diesen erleuchteten Zeugen ein Odem des Lebens in die englische Kirche aus, dessen Wirkungen nicht blos in der Heimath zu Tage traten, sondern sich bald auch über die Meere erstreckten. Die Gesellschaften und Vereine, welche an diese Männer sich anschlossen, richteten ihre Aufmerksamkeit auch auf die Heidenwelt, die Negersclaven in Westindien erhielten von ihnen zuerst christliche Lehrer und Prediger. Diesem Beispiele folgten bald die Baptisten, welche am 2. Oktober 1792 ihre Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden gründeten.*) Auch in den übrigen englischen Kirchenpartheien war mit dem erwachten neuen Leben der Drang zur Mission hervorgetreten, es stand indeß noch einige Zeit an, ehe er zu vollster Bethätigung kam. Als in den Jahren 1771—1773 der englische Seefahrer Cook die von ihm entdeckte Inselwelt Australiens beschrieb, gerieth das englische Volk in eine große Bewegung. Die Einen betrachteten jene Länder als die unerschöpfliche Fundgrube irdischen

*) Vergl. darüber Ausführlicheres in Band IV. H. 5. 6.

Reichthums, die Anderen sahen dort ein vom Herrn eröffnetes Feld christlicher Liebesthätigkeit. Denn die Berichte, welche jene Inseln als Stätten paradiesischer Unschuld und Glückseligkeit priesen, fanden im Allgemeinen wenig Glauben. In der Seele des frommen Predigers Dr. Haweis tauchte zuerst der Gedanke auf, eine evangelische Mission auf der Insel Tahiti zu begründen, ein Gedanke, der bei seiner Patronin, Lady Huntingdon, die lebhafteste Theilnahme fand. Unterblieb auch die Aussendung zweier Missionare, welche die edle Frau durch ihren Prediger hatte auswählen lassen, so war dadurch doch das Feuer, welches in Haweis Seele brannte, nicht erloschen. Im Jahre 1791 schrieb er: „Was für ein edles und erhabenes Liebeswerk wäre es, die Verbreitung des glorreichen Evangeliums Christi bis an die Enden der Erde zu versuchen, und durch jedes göttlich verordnete Mittel darnach zu trachten, daß die Heiden aus der Finsterniß zu Seinem wunderbaren Lichte gebracht würden! Schon längst liegt dieser große Plan in meiner Seele, und sollte es mir gelingen, ihn in Ausführung zu bringen, so könnte ich glauben, ich hätte nicht umsonst gelebt."

Die Stürme der französischen Revolution wälzten ihre verwüstenden Wogen über die europäische Völkerwelt. Die Throne auf Erden erbebten, die Gebäude menschlichen Glückes stürzten zusammen, — eine gewaltige Erschütterung, für manche eine Predigerin göttlichen Gerichtes. In vielen Herzen erwachten die Gedanken an die Ewigkeit, man glaubte, das Ende der Dinge eile mit Sturmesschnelle herbei, und man wollte sich nicht unbereitet finden lassen. „Die gewaltige Erschütterung", bezeugt eine evangelische Predigt aus jener Zeit, „die in unseren Tagen alle Nationen bewegt,

veranlaßt nicht Wenige, jene herrlichen Tage als nahe zu erwarten, wo der Herr in seiner Herrlichkeit erscheint, und wo die Erkenntniß seines Namens den ganzen Erdkreis erfüllen wird.“ Dabei trat immer mehr die Ueberzeugung hervor, daß die Mission der Beruf der Zeit sei und ein jeder Christ die Pflicht habe, dieses Werk kräftiger als bisher zu unterstützen. Man wies auf die Erfolge der Brüdermissionen hin, man zeigte den Segen der Baptistenmissionen, — durften die übrigen Kirchengemeinschaften nicht gleichen Erfolg, gleichen Segen vom Herrn erwarten? Aber wie sollte das Werk angegriffen werden? Darüber war man im Allgemeinen einig, daß es nur durch Vereinigung aller lebendigen Kräfte in der Kirche unternommen werden könne, und daß deshalb die gläubigen Glieder aller religiösen Partheien sich die Hand reichen müßten. In dieser Ueberzeugung beschloß im Jahre 1793 eine Anzahl Geistlicher die Herausgabe einer christlichen Zeitschrift, durch welche das Christenvolk aus der herrschenden Erschlaffung aufgeweckt und zu einer ernstlichen und lebendigen Erwägung seiner Pflicht gebracht werden sollte, jedes Mittel zu gebrauchen, wodurch das Reich des Erlösers ausgebreitet werden könnte. Diese Zeitschrift, Evangelical Magazine (evang. Magazin), erschien zuerst im Juli 1793 und schlug von Anfang einen Ton an, dessen sich, trotz des Widerspruchs starrer Kirchenmänner, die verschiedenen Kirchengemeinschaften von Herzensgrund freuten. Gleich beim Beginne erklärten die Redaktoren, „ihr vorzügliches Bestreben gehe dahin, sich über alle kirchliche Ausschließlichkeit und Bigotterie zu erheben, und Alle, die an Jesum Christum wahrhaft gläubig geworden seien, ohne Rücksicht auf untergeordnete Kirchenunterschiede zu Einem brüderlichen Bunde

und zu gemeinsamer Thätigkeit für die Ausbreitung des Reiches Christi in der Nähe und Ferne zu verbinden.“ Die gehoffte Wirkung blieb nicht aus. Die edelsten Geister des Landes kamen durch das evangelische Magazin mit einander in Berührung, deren gesegnete Folgen sich in gemeinsamen Werken zur Ausbreitung des Reiches Gottes offenbarten.

Ein trefflicher Mann, welcher als Kaplan in der Negerkolonie Sierra Leone im westlichen Afrika selbst Augenzeuge heidnischen Lebens und Elends gewesen, trug wesentlich dazu bei, den in den Herzen schlummernden Drang zur Mission der Bethätigung näher zu führen. Melville Horne ließ im Jahre 1794 seine „Briefe über Mission, gerichtet an die protestantische Geistlichkeit der brittischen Kirchen“ erscheinen. Sie waren in glühendem Eifer für die Sache des Herrn, mit einer Innigkeit und Klarheit geschrieben, welche selbst bisher Theilnahmlose fortreißen mußte. Ich hebe einige Stellen aus ihnen aus. „Vor dem Richterstuhle der heiligen Schrift und des Gewissens,“ ruft der Verfasser aus, „klage ich in der Gegenwart Gottes euch, Väter, Brüder, Diener Christi, klage ich mich selbst an, daß wir die großen Interessen unseres Herrn und Meisters verrathen haben dadurch, daß wir uns bis dahin weigerten, Sein Evangelium auszubreiten. Ich klage euch an der offenen und anhaltenden Verletzung des Befehls Christi: Gehet hin und predigt das Evangelium aller Kreatur. Ich klage euch an der unaussprechlich großen Schuld, jene unausforschlichen Reichthümer des Heils im Schweißtuch vergraben zu haben, welche den Heiden zu predigen der Apostel Paulus für den Ruhm seines Lebens achtete. Endlich klage ich euch an, daß ihr das Alles ohne Scham und Erröthen gethan, ja daß ihr fast das Gegentheil zu thun bemüht

wart. Wie viel Geld habt ihr für diese Sache beigesteuert? Welche Vereine dafür habt ihr gegründet? Wie viel Gebete habt ihr dafür zum Herrn gesendet? Durch was für Ermahnungen habt ihr eure Gemeinden und euch unter einander zu der großen Sache der Mission angefeuert?“ — „Man gründe einen Verein zur Sammlung von Geldmitteln, zur Einziehung der nöthigen Erkundigungen, zur Anwerbung und Ausbildung von Missionaren und zur Ausrichtung aller derjenigen Geschäfte, die zur Leitung von Missioneu nöthig sind. Ein solcher Verein sei beseelt von einem wahren Missionssinn. Ein Jeder, der nicht von ganzem Herzen für die Sache der Mission ist, bleibe aus der Committee ausgeschlossen; denn wie die Committee ist, so werden ihre Missionen sein. Das Ziel sei zunächst die Evangelisation der Inseln der Südsee; dann aber lasset uns auch ringen, in Indien, China, Tübet, Borneo, Persien, der Tartarei und anderen großen Reichen einen festen Fuß und weiten Raum für das Christenthum zu gewinnen.“ — „Leute, die nicht bereit sind, sich alles gefallen zu lassen und Leiden zu übernehmen, bei deren bloßer Anhörung denen, die ruhig daheim beim Kamin sitzen, das Blut in den Adern erstarren möchte, taugen nicht in die Mission. Und wenn wir nicht Missionare dieser Art bekommen können, so warten wir lieber ohne Schaden für die Sache Christi in Geduld, bis solche Männer in der Welt ans Licht kommen. Männer, die nicht also beschaffen sind, werden ebenso wenig ausrichten, als bis jetzt ausgerichtet worden ist.“ — „Es ist nicht Calvinismus, es nicht Arminianismus, sondern es ist das Christenthum, was der Missionar zu lehren hat; es ist nicht das Kirchenthum der englischen Staatskirche, es sind nicht die Grundsätze der

protestantischen Dissenters, die er weiter zu verbreiten hat, sein Ziel ist die Ausbreitung der Einen allgemeinen Kirche Christi. Es ist nicht Weitsinnigkeit der Grundsätze, sondern die Weitherzigkeit der Liebe, welche ich dem Missionar empfehle. Es muß ihm unendlich mehr daran liegen, Christen aus den Heiden zu machen, als sie zu Bischöflichgesinnten oder zu Dissenters oder zu Methodisten zu machen. Wollte Gott, man hätte unter uns das mehr im Auge! Und dann, statt mit Eifersucht den Erfolg anderer Kirchenpartheien zu betrachten, und denselben als ein Hinderniß unseres eigenen Erfolgs anzusehen, sollten wir uns freuen, zu hören, daß Christus gepredigt und Seelen gerettet werden!" — Die Wirkung dieser Stimme war außerordentlich. Sie war der längst ersehnte Ausdruck allgemein herrschender Gedanken. Als Haweis die „Briefe" im evangelischen Magazine zur Anzeige brachte, erklärte er sich bereit, 500 Pf. Sterl. für die Ausrüstung der ersten Missionare zu geben, „aber," fügte er hinzu, „meine frühere Erfahrung hat mich überzeugt, daß nur durch eine allgemeine Vereinigung der Gläubigen aller Kirchenpartheien eine feste, solide Grundlage für eine Missionsunternehmung gewonnen werden kann." — Ein alter ehrwürdiger Geistlicher Londons war durch die Briefe M. Horne's „ganz von Scham und Schmerz überwältigt," und rief seine Amtsbrüder zu sofortigen gemeinsamen Schritten für die Missionssache auf. — Das Septemberheft vom Jahre 1794 brachte einen von David Bogue, Presbyterianischem Prediger und Direktor der Akademie zu Gosport, verfaßten Aufruf an alle protestantischen Dissenters, welche die Kindertaufe festhielten, zu vereinter Missionswirksamkeit. Die beiden Redaktoren des Magazins suchten mit Eifer diesen Vorschlag zu verwirk-

lichen. Sie bestimmten einen Tag zu gemeinsamer Besprechung, wozu jeder von ihnen einen Freund mitbringen sollte. Aus den Vieren wurden bald neun, welche alle 14 Tage in dem Gasthofe „zum Schloß und Falken" in London, dessen Besitzer ein gläubiger, die Missionssache auf warmem Herzen tragender Mann war, zu Gebet und Schriftbetrachtung zusammenkamen. Hauptgegenstand der Besprechung aber war das Missionswerk. Dieser kleine Kreis erweiterte sich in kurzer Zeit durch den Zutritt mehrerer Freunde, er wurde die Seele der Bewegung. Von ihm gingen die weiteren Schritte aus. Zunächst wurde in mehreren Tausend Exemplaren eine Einladung zur Bildung einer Missionsgesellschaft in das Land gesendet, welche den größten Anklang fand, und von allen Seiten strömten die Zusagen zur Theilnahme und Mitwirkung zusammen. Der Zeitpunkt schien gekommen, die letzten entscheidenden Schritte zur förmlichen Gründung der neuen Gesellschaft zu thun. Am 22. September 1795, Vormittags gegen 10 Uhr, wurde in der Sakristei der Kapelle der Gräfin Huntingdon eine Versammlung gehalten, wie das englische Volk sie nie gesehen hatte. Geistliche aus allen Theilen des Landes, aus allen Denominationen hatten sich eingefunden, die edelsten Männer des Volkes hatten ihre Mitwirkung nicht verschmäht. Die Freude, welche die ersten Förderer des Werkes empfanden, ist unbeschreiblich; sie fielen bei der Begrüßung einander in die Arme, voll der tiefsten Rührung und Bewegung über das, was der Herr sie sehen ließ. Man begab sich in die gedrängt volle Kirche. An 200 Geistliche waren anwesend. Ein solcher Gottesdienst war nie gefeiert und man sah es der Versammlung an, daß in ihr das Bewußtsein lebendig war, der Herr beginne ein neues und großes Werk.

Zuerst redete der Mann, dem wie wenigen die Mission am Herzen lag und der bisher durch Wort und That dafür gearbeitet hatte, der ehrwürdige Dr. Haweis. Er hatte den Text: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur.“ Unter anderm sprach er: „Nicht irgend weltlicher Vortheil, nicht ehrgeizige Pläne, nicht selbstsüchtige Zwecke sind es, die unser Vorhaben beflecken; noch wird das wirre Geschrei des Kriegsmanns, dessen Kleid in Blut getaucht ist, auf unserem Wege gehört werden. Wir sind zusammengekommen unter dem Banner des Friedensfürsten, und indem wir die Fahne seines Kreuzes entfalten, begehren wir, die frohe Botschaft von seinem Heil in die fernen Länder zu tragen, die in heidnischer Finsterniß und unter dem Schatten des Todes liegen. Unsere kleinlichen Unterschiede von Namen und Formen, unsere Verschiedenheiten in Kirchenregiment und Kirchenordnungen sollen an diesem Tage alle untergehen in dem größeren, herrlicheren und einzigen Christen-Namen, und unser alleiniger Ehrgeiz soll dahin gerichtet sein, nicht Partheiinteressen zu verfolgen, da Christus nicht zertrennt ist, sondern mit vereinten Kräften im Heidenlande kund zu thun die Ehre des Namens Jesu, die Allgenugsamkeit seines Erlösungswerks, die Wunder seiner Gnade und die überschwengliche Kraft seiner Versöhnung.“ Darauf sang die Gemeinde:

Schau an die finstern Todeshügel,
Schau, meine Seele, und sei still ꝛc.

Die Bewegung der Gemüther war so groß, daß der Gesang oft nur ein Schluchzen und Weinen wurde. Als am Schlusse jeder, der Lust trage, dazu aufgefordert wurde, seinen Namen in die Liste der zu einem Missionsverein zusammentretenden Freunde einzutragen, fand sich die ganze Versammlung dazu

bereit. Darauf wurde der Plan der Gesellschaft verlesen und genehmigt. Nach demselben bestimmte man als ihren Zweck die Ausbreitung der Erkenntniß Christi unter den Heiden und anderen unerleuchteten Völkern. Zur Mitgliedschaft berechtigte der jährliche Beitrag von einer Guinee oder ein einmaliges Geschenk von 10 Pf. Sterl. Alljährlich am zweiten Mittwoch im Mai sollte die General-Versammlung in London sein, welche die Gegenstände der Berathung durch Stimmenmehrheit entscheiden sollte. Je nach dem Bedürfnisse sollte die Zahl der Direktoren bestimmt werden, drei Fünftheile von ihnen sollten in London ihren Wohnsitz haben. Die Direktoren konnten die Geschäfte nach eigenem Ermessen unter sich vertheilen, doch mußten alle Beschlüsse erst in den monatlichen Versammlungen genehmigt werden. Ausgaben unter 500 Pf. Sterl. konnte das Direktorium ohne Weiteres machen; dringende Fälle sollten in außerordentlichen General-Versammlungen erledigt werden. Am Abend des 22., sowie am Morgen und Abend des 23. September wurden wiederum Predigten über die Mission gehalten. Dann wurde zur Wahl des leitenden Comite, des Präsidenten, des Secretairs und Schatzmeisters geschritten. Dieses Comite hielt seine erste Sitzung am folgenden Morgen, 24. September, und Dr. Haweis setzte es durch sein warmes und beredtes Wort durch, daß die Inseln der Südsee als erstes Arbeitsfeld in Angriff genommen werden sollten. Darauf folgten neue Predigten, Vormittags 11 Uhr und Abends 6 Uhr. Die gewaltigste und ergreifendste war die letzte Abendpredigt, welche von D. Bogue gehalten wurde. „Hier sind Glieder der bischöflichen Kirche,“ sprach er, „hier sind Methodisten, Presbyterianer und Independenten, Alle zu Einer Gesellschaft vereinigt. Sehet uns hier

versammelt zur Leichenfeier der kirchlichen Bigotterie; möge sie so tief begraben werden, daß nicht ein Stäublein von ihrem Staube je wieder über ihrem Grabhügel erscheine. Meinet ihr, ihr Männer der Literatur und Wissenschaft, daß unser Hauptziel sei, eure Neugierde zu befriedigen, eure Landkarten mit neuen Namen zu füllen, eure geograpischen Systeme zu ergänzen, eure geschichtlichen Kenntnisse von Völkern und Ländern zu vervollständigen? Meinet ihr, ihr Männer des Handels und der Industrie, daß Gottes große Absicht bei diesem Unternehmen sei, für die Manufacturen Englands neue und gewinnreiche Märkte zu finden, und aus jenen fernen Ländern neue Artikel des Luxus und der Bequemlichkeit für uns zu sammeln? Nimmermehr! Das sind Träume der Kinder dieser Welt! Was Gott in seinem ewigen Gnadenrath beschlossen hat, das ist, daß den Nationen, zu denen er uns in diesen Tagen die Thür geöffnet hat, das theure Evangelium von seinem Sohne gebracht, daß ihnen Boten des Friedens mit der frohen Botschaft des Heils gesendet werden. — Unser Werk wird zur rechten Zeit und Stunde und nach Gottes eigener Weise mit Erfolg gekrönet werden. O, wie herrlich ist der Ausblick, der sich vor unsern Augen eröffnet! Götzendiener umgewandelt in Christen, die Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten! Anbeter von Holz und Stein zu Gemeinden des lebendigen Gottes umgestaltet! Gebet und Lob Gottes und des Lammes aufsteigend aus Ländern, wo der Name Jehova's nie zuvor gehört ward! Selige Aussicht! — Als wir unsere Heimath verließen, hieher zu kommen, da erwarteten wir einen Tag geringer Dinge; aber siehe, aus zehn hat er tausend gemacht und uns mit Hoffnungen erfüllt, die über all unser Erwarten gehen. Nun, wir glauben

nicht uns zu irren, wenn wir sagen, daß wir es in alle Ewigkeit für die höchste Ehre achten werden, die uns während unserer Pilgrimschaft auf Erden zu Theil ward, daß wir hier mit erscheinen und unsre Namen unter den Gründern der Missionsgesellschaft einzeichnen durften!“ Der Eindruck dieser Predigt war überwältigend: man meinte, ein neues Pfingstfest gefeiert zu haben. Eine Wunderthat des Herrn war geschehen: die Londoner Missionsgesellschaft (London Missionary Society) war gegründet.

Ihre Folgen erstreckten sich auf die christliche wie heidnische Welt. Das Missionsfeuer, das hier zuerst einen Heerd gefunden, verbreitete sich von England nach dem Continente, man kann die Londoner Gesellschaft die Mutter der neueren Missionsgesellschaften nennen.

Die für die verschiedenen Gegenstände gebildeten Abtheilungen des leitenden Ausschusses begannen ohne Verzug ihre Arbeiten. Einer dieser Abtheilungen lag die Prüfung derjenigen Personen ob, welche sich zum Missionsdienst gemeldet hatten. Im Wesentlichen eignete man sich die bewährten Grundsätze an, welche in der evangelischen Brüdergemeinde befolgt wurden. Hiernach wurde eine wissenschaftliche Ausbildung des Missionars nicht für unbedingt nothwendig erachtet, doch verlangte man diejenigen Kenntnisse, welche seine Stellung auf dem Missionsposten erheischte, auch sollte er mit den Gefahren und Schwierigkeiten seines Berufes bekannt sein. Vorzüglich aber sollte darauf Rücksicht genommen werden, ob der Auszusendende einen innern Beruf zum Missionsdienste habe und diejenigen Gnadengaben besitze, ohne welche eine Arbeit für das Reich Gottes unmöglich ist. Die erste Aussendung geschah im Jahre 1796 nach den Inseln der Südsee. Die Methode der Bekehrungs-

arbeit, welche die Gesellschaft eingeschlagen wünschte, lernen wir am besten aus der den ersten Sendboten mitgegebenen Instruktion kennen, aus welcher ich die bezügliche Stelle hier mittheile: „Die Bibel und die Erfahrung der glücklichsten Missionen belehren uns, daß die große Lehre von der Versöhnung der Haupteckstein sein muß. Die Herrlichkeit und Erniedrigung Jesu und unsere Erlösung von der Sünde und vom Tode durch ihn muß die Grundlage ausmachen. Die einfache Geschichtserzählung von seiner Liebe, dem Zwecke seiner Menschwerdung, seines Todes und seiner Auferstehung, dies sind die Punkte, die hauptsächlich und wiederholt eingeschärft werden müssen. Was wir ihm aus Liebe und Dankbarkeit schuldig sind, wird sich von selbst damit verbinden lassen, wie auch die Lehre von seinen Gnadenverheißungen, um uns durch die Wirkung seines Geistes in den Stand zu setzen, in der Wiedergeburt seine Nachfolger zu werden. Die Seligkeit eines solchen Lebens in dieser Welt und die Zusicherung, noch größere, ewig dauernde Seligkeit in einer bessern Welt zu erlangen, wird ein Feld zu sehr ansprechendem Unterrichte gewähren. Vermeiden Sie alle Spitzfindigkeiten und tief liegenden Streitpunkte, sowohl unter einander als unter den Eingebornen. Was mehr Stoff zu Untersuchungen als zu göttlicher Erbauung gibt, dem gehen Sie, so viel wie möglich, aus dem Wege. Versuchen Sie nie durch Beweisgründe von der Vernunftmäßigkeit der christlichen Religion Ihre eigene Weisheit an den Tag zu legen, und stellen Sie sich nicht vor, daß Sie alle Einwendungen der Heiden werden beantworten können. Bleiben Sie bei der Einfalt, die in Christus ist, und verlassen Sie sich auf die Kraft des heiligen Geistes, der von dem nehmen wird, was Christi ist, um

es ihren Gewissen zu verkündigen mit göttlicher Ueberzeugung und wirksamer Kraft. Es ist das böse Herz des Unglaubens, das besiegt werden muß. Ein erwecktes Gewissen fühlt die Nothwendigkeit des großen Opfers, ein unerwecktes Gewissen wird allezeit dem heiligen Geist widerstreben und muß dem überlassen werden, der allein die Finsterniß vertreiben und aus einem Zustande des Todes Erneuerung des Lebens hervorrufen kann. Nie anders als durch göttliche Wirkung, nicht durch moralische Ueberredung, wird wahre Bekehrung unter den Heiden entstehen, wie auch bei denen, welche nicht Heiden sind.“ —

Durch die anfängliche Erfolglosigkeit der Südseemission ließ die Gesellschaft sich nicht entmuthigen. In immer weiteren Kreisen dehnte sie ihre Thätigkeit aus, ihre Aufrufe zur Mitwirkung durchflogen die europäische Christenheit und wir haben bereits gesehen, daß einer derselben die Veranlassung zu van der Kemp's Verbindung mit ihr wurde. Nächst der Südsee richtete man das Augenmerk auf West-Afrika. Von Sierra Leone aus wollte man zu den Fulah-Negern dringen und unter ihnen eine Mission beginnen. Die Londoner Gesellschaft verband sich zu dem Zwecke mit einer schottischen Gesellschaft und zwölf Missionare wurden nach West-Afrika entsendet. Einige von ihnen erreichten ihren Bestimmungsort, allein nach dem Ausbruche eines Krieges waren sie genöthigt, in Sierra Leone einen Zufluchtsort zu suchen. Die meisten von ihnen fielen hier als Opfer des ungesunden Klima's, nur einer sah sein Vaterland wieder. Dieser fehlgeschlagene Versuch lenkte die Augen der Committee auf die Heidenvölker Süd-Afrika's. Die erfreulichen Berichte über die Brüdermission unter den Hottentotten, der zu erwartende Schutz der englischen Regierung, welche eben von jenem

Lande Besitz ergriffen hatte, der leichte Zugang zu den heidnischen Stämmen, — dies Alles ließ die Missionsarbeit äußerst empfehlenswerth erscheinen. Frisch griff man das Werk an, die Leitung desselben durch einen Mann, wie van der Kemp, gab unbezweifelte Bürgschaft gesegneten Erfolgs.

Drittes Kapitel.

Van der Kemp's Aussendung und Reise nach dem Missionsfelde.

Getreu ist er, der euch rufet, welcher wird es auch thun. 1. Thess. 5, 24.

Sobald van der Kemp seines Missionsberufes gewiß geworden, traf er ohne Verzug Anstalten zur Abreise nach dem ihm angewiesenen Wirkungskreise. Ende März 1798 eilte er zu einem kurzen Besuche nach Holland zurück, um von seinen Freunden Abschied zu nehmen und seine persönlichen Angelegenheiten zu ordnen. Unter dieser zerstreuenden Beschäftigung war er für die Mission nicht unthätig. Er brachte einen Aufruf seiner Gesellschaft an die holländischen Christen mit, welcher zur Mitarbeit am Missionswerke einlud. In mehreren tausend Exemplaren durchflog er das Land und an manchen Orten fand er lebhaften Anklang. Der Erfolg war die Gründung der Niederländischen Missionsgesellschaft. Hoch erfreut meldet van der Kemp einem englischen Freunde: „Die Ansprache wurde mit ungewöhnlicher Begierde aufgenommen, so daß eine zweite Auflage von 2000 Exemplaren

gedruckt werden soll. Sie erweckte einen feurigen Eifer und christliche Nacheiferung unter vielen schlafenden und trägen Christen. Nach dieser Vorbereitung besuchte ich einige Freunde in den bedeutendsten Städten Hollands, und mit ihrer Hülfe gelang es, vierzig erleuchtete Christen auszuwählen, welche sich zur Gründung einer Missionsgesellschaft bereit erklärten." *)

Van der Kemp's Aufenthalt in Holland war von kurzer Dauer, er eilte so schnell als möglich nach London zurück. Auf der Ueberfahrt wird ihm die Freude, der Mannschaft des Schiffes das Evangelium zu verkündigen und den Segen seiner Zeugnisse zu sehen. Fast triumphirend meldet er: „Es ist mir geglückt, einen Schiffsgottesdienst einzurichten. Morgens und Abends versammeln wir uns zum Lesen, Beten und Singen. Diese Einrichtung hat einen außerordentlichen Einfluß auf das Betragen unserer Schiffsleute, und es wird seitdem kein rohes Wort mehr gehört." In London benutzt er die übrige Zeit zur Erlernung einiger Handwerke. Man sieht ihn wie einen gemeinen Tagelöhner auf den Schiffswerften arbeiten, auf einer in der Nähe der Stadt gelegenen Ziegelei lernte er Steine bereiten. Unter solchen Beschäftigungen floß der Sommer dahin, am Schlusse des Jahres trat er seine Reise nach Süd-Afrika an. Mit ihm zugleich wurden der Holländer Kicherer und die Engländer Edwards und Edmonds entsendet. Die Anweisung, welche den Brüdern am 26. November 1798 von den Direktoren der Gesellschaft übergeben wurde, macht uns mit den Absichten bekannt, welche durch die Gründung der südafrikanischen Mission erreicht werden sollten. Ich theile daraus Folgendes mit: „Vor allen Dingen wünschen wir, daß ihr die allweise und gnädige Vorsehung demüthig erkennen möget, welche unseren

*) Evang. Magazine VI. p. 72.

theuren Bruder van der Kemp mit uns bekannt machte, und ihn bewog, sich freiwillig zu diesem Werke des Herrn anzubieten, den Schutz unserer Gesellschaft zu suchen und sich mit uns zu verbinden, um die Erkenntniß des Heils in heidnischen Ländern auszubreiten. Wir wünschen, daß ihr die besondere Absicht der unendlichen Weisheit erkennen und verehren möget, da sie uns ein Werkzeug verschaffte, das zur Anführung und Uebernahme einer Mission in jenem Theile der heidnischen Welt so wohl ausgerüstet ist. Da wir nun durch unsere Arbeiten die vielumfassendsten Dienste, — nämlich jedermann nach Vermögen Gutes zu thun, — zu leisten suchen, und sie feierlich dazu gewidmet haben, so sind wir völlig damit zufrieden, daß ihr die südliche Spitze von Afrika zum Gegenstande eurer Missionsbemühungen auserſehen habt. . . . Segensvoll wird es für uns und ruhmwürdig für euch und eure Gehülfen sein, wenn ihr von Gott gewürdigt werdet, zuerst einen kräftigen und nachdrücklichen Einfall in dieses Gebiet des Fürsten der Finsterniß zu thun und zur Befreiung der unglücklichen Kaffern von der Abgötterei und Barbarei, womit ihr weites Land angefüllt ist, den Weg zu bahnen. Wir sind völlig überzeugt, daß ihr den gegenwärtigen Zustand vom Kaffernlande fleißig erforschet, und Mittel ausfindig gemacht haben werdet, um von der Kolonie des Kaps, welche durch einen Fluß davon getrennt ist, in jene Gegend zu kommen. Wir billigen daher gänzlich euer Vorhaben, daß ihr euren ersten Versuch auf jene Nation richtet, und halten es für einen vorzüglichen Vortheil, daß die Mission durch Eingeborne von Holland entstanden ist. Wenn ihr euch bemühet, die Kaffern in der holländischen Sprache zu unterrichten, so wird es euch viel leichter werden, ihnen das Geheimniß von Jesu Christo zu

entwickeln. Denn es ist sehr wahrscheinlich, wo nicht gewiß, daß sie durch ihren Umgang mit der benachbarten Kolonie am Kap, wo überall Holländisch gesprochen wird, mit dieser Sprache schon einigermaßen bekannt sein müssen. Die holländischen Kolonisten an den Gränzen des Kafferlandes werden euch auch, wie wir nicht zweifeln, euren Eingang in jene Gegend erleichtern und euch mit den Sitten, Gebräuchen, Einrichtungen und der Religion ihrer Nachbarn, der Kaffern, vor eurem Eintritt in ihr Land, völlig bekannt machen. . . . Der zweite Gegenstand, den ihr beabsichtigt, wird gänzlich von der Leitung der göttlichen Vorsehung und eurer erworbenen Kenntniß, wenn ihr an Ort und Stelle seid, abhangen. Daher können wir auch keine Anweisungen geben, die das Bedürfniß eurer gegenwärtigen Lage befriedigen. Wir wollen für euch beten, daß ihr allezeit unter der Führung der Weisheit, die von oben kommt, stehen möget. Indessen billigen wir von Herzen eure Absicht, daß ihr, wenn es euch im Lande der Kaffern nicht gelingen sollte, einen andern Stamm oder ein anderes Volk im Innern des Landes oder an der nordöstlichen Küste von Mozambique oder Melinde aufsuchen wollet. . . Wir können euch nur einen sehr wichtigen Gegenstand angeben, der mit euren Absichten auf die östliche Küste von Afrika in Verbindung steht. Dies ist die große und volkreiche Insel Madagaskar, welche von Mozambique nur durch eine enge Straße getrennt ist, und also völlig auf eurem Wege liegt. Diese Gegend hat schon als ein sehr einladendes Feld zu Missionsarbeiten die vorzügliche Aufmerksamkeit unsrer Gesellschaft auf sich gezogen. Die Eingeborenen in denjenigen Gegenden des Landes, welche von Europäern häufig besucht werden, sind als gastfreie, offenherzige und aufrichtige Leute allgemein

bekannt. Könnte man auf dieser Insel eine Mission errichten, so würde uns dieses vorzüglich lieb sein. Indessen wollen wir nicht darauf bestehen, noch euch rathen, die andern großen Gegenstände, die ihr beabsichtigt, aus den Augen zu setzen. Wir wollen euch nur zu erkennen geben, daß ihr diese Insel besuchen könnt, wenn ihr in dem Kafferlande oder unter einer andern afrikanischen Nation festen Fuß gefaßt habt. Ihr könnt daselbst durch Hinsendung einiger eurer Brüder ein Missionswerk anfangen. Sollte dieses aber wegen eurer geringen Anzahl und der Aufmunterung, die ihr zu euren vereinigten Bemühungen auf dem festen Lande unter Gottes Segen erhalten mögt, nicht rathsam sein, so würdet ihr unsrer Gesellschaft einen wichtigen und nützlichen Dienst erweisen, wenn ihr wenigstens die Insel besuchen und euch nach Allem genau erkundigen wollt, was uns für eine künftige Mission nach dieser Insel wichtig sein könnte. — Sollte die unerforschliche Weisheit Gottes, der allein Zeiten und Umstände in seiner Hand hat, es zulassen, daß Feinde und unübersteigliche Schwierigkeiten die Bekehrung eines der Afrikanischen Völker auf dem festen Lande oder auf Madagascar für jetzt verhinderten, so seid nicht muthlos noch verzagt. Ihr habt zu euren Missionsarbeiten noch ein großes Feld vor euch, welches eine große Anzahl frommer Missionare erfordern würde, wenn wir sie den Einwohnern schicken könnten, und es dem Herrn gefallen sollte, sie zu erwecken. Solltet ihr nun unter göttlicher Leitung an den Ufern des rothen Meeres oder an dem persischen Meerbusen oder längs der Malabarischen Küste die Fahne des Evangelii aufrichten wollen, so wird unser Herz euch mit der ängstlichsten Besorgniß, mit der zärtlichsten Theilnahme und der bereitwilligsten Unterstützung begleiten,

und wir werden oft und inbrünstig für euch zu Gott beten, der alle menschlichen Herzen und Begebenheiten in seiner Gewalt hat, und alle Dinge nach dem Rathe seines Willens wirkt. Die Freude unsres Herzens und das Band unsrer Vereinigung besteht in der Erkenntniß, daß jener Wille die Seligkeit vieler aus allen Geschlechtern, Völkern und Zungen der Erde zum Zwecke hat. . . In Betreff der inneren Einrichtung der Mission schlagen wir folgende Anordnungen vor, deren Befolg ihr zum glücklichen und befriedigenden Fortgange eurer Arbeit für nothwendig halten werdet. 1. Die Herren Edmonds und Edwards sollen bei dieser Mission Gehülfen in der Verkündigung des Evangelii sein und das Recht haben, alle geistlichen Aemter, außer der Austheilung des h. Abendmahls, zu verwalten. Doch sollen sie zu dem geistlichen Amte eingesetzt werden, wenn ihre Brüder glauben, daß sie einen unbezweifelten Beruf dazu haben. 2. So lange die Brüder mit der Sprache der Heiden unbekannt sind, und daher den Eingeborenen das Evangelium nicht vortragen können, werden sie sich desto mehr bemühen, ihnen ein lebendiges Evangelium, einen lebendigen Brief Christi, der von allen Menschen erkannt und gelesen wird, zu übergeben. Ein solches Beispiel und ein solches Betragen wird die Eingeborenen zur ehrfurchtsvollen Anhörung der Brüder vorbereiten, wenn diese zu ihnen reden können. Sollte sich ein Dollmetscher finden, in dessen Herzen das Werk des Geistes Gottes sichtbar ist, so würde er zur Mittheilung der geheiligten Wahrheiten ein geschicktes Werkzeug sein. Allein eine unbekehrte und zu dem großen Gegenstande der Mission nicht geneigte Person ist ein ungeschicktes Werkzeug und muß nicht dazu angestellt werden. 3. Es ist eine Regel in der Verwaltung des Reiches Christi, daß wir uns nicht

allein als Brüder lieben, sondern daß auch ältere von jüngern Brüdern mehrerer Achtung werth gehalten werden sollen. Denn ohne gehörige Unterwerfung können keine Geschäfte weder in bürgerlichen noch geistlichen Dingen zu Stande kommen. Wir erwarten daher von den drei jüngern Brüdern, und ermahnen sie, unsern Bruder van der Kemp als den Direktor dieser Mission und als den Stellvertreter der ganzen Gesellschaft der Direktoren zu betrachten. Es ist ihm die Sorge für die nöthigen Sachen und Auslagen übertragen worden, und es ist für den Unterhalt seiner drei Mitgehülfen nöthig, daß er einem jeden von ihnen ein monatliches Gehalt für ihre eigenen Ausgaben reiche. — Sollte euer Beispiel und euer Eifer für die Seligkeit der Heiden unter göttlichem Segen auf das Herz einiger wahrhaft frommen Freunde in der Kapstadt Eindruck machen und diese sich freiwillig anbieten, euch zu eurem Werke zu begleiten, so seid ihr berechtigt, einen oder zwei aufzunehmen; nur müßt ihr vorher ihren Charakter prüfen und untersuchen, ob sie in der Kirche Christi stehen, und zu Missionsarbeiten geschickt sind. Dies ist es, was wir in Ansehung der Einrichtung nöthig urtheilen, zu erinnern. Wir müssen eure Führung und eure Bemühungen den Umständen überlassen, denen der Herr euer künftiges Schicksal unterwerfen wird. So lange ihr den Geist der Einigkeit unter euch erhaltet, und euch gänzlich diesem Werke widmet, habt ihr nichts zu fürchten; denn derjenige, der mit euch ist, ist größer als alle, die wider euch sein können" — . . .

Am 28. Dezember 1798 stachen von Portsmouth aus zwei Schiffe in See, das eine „Duff," das andere „Hillsborough" genannt. Ungleichere Passagiere konnten nicht leicht gefunden werden, als die auf den beiden Schiffen. Das

erstere machte seine zweite Missionsreise nach den Inseln der Südsee und hatte vierzig Missionare nebst ihren Frauen an Bord. Mit dem Schiffe zogen die Gebete der Missionsfreunde und das Leben auf ihm bekundete es, daß man wußte, es stehe im Dienste des Herrn. Das zweite Schiff steuerte der Strafkolonie in Botanybai zu, wo es die zweihundert und vierzig Verbrecher, welche es an Bord hatte, absetzen sollte. Mit ihm zog mancher Seufzer der zurückgebliebenen Angehörigen, aber die, welchen die Thränen galten, schienen sich darüber wenig Herzeleid zu machen. Es ging wild unter den Passagieren her, ein flüchtiger Blick bekundete, daß hier Sünde und Gottlosigkeit massenhaft zusammengehäuft war. Unter dem rohen Haufen befinden sich vier Männer, die in Ansehen und Haltung einen auffallenden Contrast zu der Reisegesellschaft bilden. Man merkt's ihnen an, daß sie zu ihr nicht recht passen. Wer sind diese vier? Unsere Heidenboten van der Kemp, Kicherer, Edmonds und Edwards. Die englische Regierung hatte gewünscht, daß sie mit diesem Schiffe die Seereise nach der Kapstadt machen möchten, um unterweges an den Verbrechern den Seelsorgerdienst zu üben. Sie waren mit Freuden darauf eingegangen, und fühlten sich in diesem ihrem Arbeitskreise ganz wohl. Die Verbrecher sahen auf sie mit einer gewissen Achtung und Liebe; denn es war den Missionaren durch die Handreichung einiger Freunde möglich geworden, eine Anzahl heiliger Schriften und anderer Erbauungsbücher unter die Verurtheilten zu vertheilen und dadurch hatten sie sich einen Zugang zu den rohen Herzen bereitet. Das erfuhren sie noch kurz vor der Abreise. Einige Seeoffiziere kamen an Bord ihres Schiffes, um mehrere entlaufene Personen, welche sich unter die Ver-

brecher versteckt hatten, abzuführen. Darüber entstand ein Aufruhr, die Verbrecher rotten sich zusammen, einer der Offiziere wird gefährlich verwundet, und der Versuch, sich der Entlaufenen zu bemächtigen, muß gänzlich aufgegeben werden. Die Missethäter bedrohen den, der einen erneuten Versuch wage, mit dem Tode. Die Aufregung legt sich erst, als van der Kemp sich unter die Wüthenden begibt; dem Einflusse des Missionars ist es besonders zuzuschreiben, daß von Seiten der Verbannten kein weiteres Unglück veranlaßt wurde. Zwar hatten sie einmal den Plan gefaßt, in das Schiff Löcher zu bohren und es also zu versenken, und dann sich auf den Booten zu retten, allein die Ausführung des Planes wurde noch zeitig verhindert.

Das Schiff verließ mit günstigem Winde die englischen Küsten. Aber eben hatte es den atlantischen Ocean erreicht, als es durch einen furchtbaren Sturm in die größte Noth versetzt wurde. Fast drei Tage hatten die Reisenden in großer Angst verlebt, als ihnen durch den Schiffszimmermann die Nachricht gebracht wurde, das Schiff habe einen gefährlichen Leck bekommen und trotz aller Arbeit der Pumpen dringe das Wasser immer weiter ein. Die Brüder suchten in ihrer Noth Hülfe bei dem, der auch den Wasserwogen gebieten kann, und der Herr hörte ihr Rufen. Man fand alsbald, daß das Wasser durch eine zufällig aufgegangene Schiffsöffnung eindringe, und die Angst hatte ein Ende. In welcher Stimmung die Brüder die Tage der Noth, in denen sie jede Stunde in Todesgefahr schwebten, zubrachten, zeigt folgender Vorfall. Kicherer hatte, als er noch festes Land unter seinen Füßen hatte, geäußert, er könne sich ganz und gar dem Herrn überlassen und würde mit Freuden das Schiff besteigen, auch wenn er wisse, es werde untergehen.

Van der Kemp gedachte dieses Wortes und er fragte den Freund, ob er auch jetzt noch daran festhalte. Da antwortet ihm Kicherer: „Das Schiff mag versinken, aber der Grund, auf welchem meine Seele ruht, steht unbeweglich fest und kann niemals sinken.“ Das war auch der andern Brüder Zuversicht, sie hielten sich im Glauben an ihren allmächtigen Herrn fest. *)

Ihre Bemühungen um das geistliche Wohl der verkommenen Reisegesellschaft waren nicht fruchtlos. Mehrere der Gefangenen empfingen in den Erbauungsstunden, welche regelmäßig gehalten wurden, gesegnete Eindrücke. Unter Dankesthränen bezeugten sie, welch' ein reicher Trost ihnen durch das Wort Gottes zugeflossen sei. Gegen die Mitte Februar vereinigten sie sich zu einem Betverein, welcher von einem erweckten Verbrecher geleitet wurde. Je länger je mehr war eine auffallende Veränderung unter den sonst so verwilderten Leuten wahrzunehmen. Als ein bösartiges Faulfieber auf dem Schiffe wüthete, waren die Missionare unermüdlich in der leiblichen und geistlichen Pflege der Kranken. Vier und dreißig wurden das Opfer der Seuche, den Brüdern war es ein freudiger Trost, daß mehrere noch in den letzten Gnadenstunden der Vergebung ihrer Sünden gewiß geworden und selig im Glauben an ihren Heiland entschlafen waren.

Am 31. März 1799 erreichten die Reisenden wohlbehalten das Kap der guten Hoffnung. Ihre Ankunft war bereits vorher in der Kapstadt bekannt geworden, die Freunde des Reiches Gottes nahmen sie mit der herzlichsten Liebe auf. Es war den Brüdern eine große Erquickung, eine

*) Memoir of the rev. J. T. van der Kemp. 4. ed. London, 1813. p. 17.

Zeitlang mit Gleichgesinnten verleben zu dürfen, ehe sie auf ihren einsamen Posten in der Wildniß zogen. Der Gouverneur Dundas, ein warmer Freund des Missionswerks, versprach ihnen seinen Beistand. In einem Schreiben vom 28. April 1799 an die Direktion der Londoner Gesellschaft berichtet van der Kemp aus der Kapstadt: „So wie wir glauben, vor Gott Gnade gefunden zu haben, so haben wir auch vor den Leuten dieses Ortes Gnade gefunden. Der Statthalter, General Dundas, hat uns mit ungemeiner Höflichkeit aufgenommen und uns seinen Schutz versprochen. Er versprach mir gestern, Briefe an die Unter-Obrigkeiten auf dem Lande zu schreiben, damit sie uns auf unsrer Reise zu den Kaffern behülflich wären, denn wir gedenken in einigen Wochen dahin abzureisen. Wir sehen für unsere Mission ein Feld eröffnet, wovon wir auch in Gedanken nicht die Grenzen übersehen können. Sogar der wildeste Stamm der Hottentotten, Buschmänner genannt, hat kürzlich das Verlangen gezeigt, in der Verehrung des Gottes der Christen unterrichtet zu werden. Ein frommer Kolonist, der dem fast beständigen Morden und Blutvergießen ein Ende machen wollte, schlug ihnen eine Art von Friedensschluß zwischen den Kolonisten und ihnen, diesen wilden Hottentotten, vor. Als dieser Friedensschluß zu Stande gebracht war, so knieete er mit seinen Leuten auf dem Felde nieder, betete und sang Lieder mit ihnen. Die Buschmänner fragten mit Erstaunen nach der Absicht dieser Feierlichkeit, und als sie zur Antwort erhielten, daß man dadurch Gott dankte, und die Freude über den Frieden mit den Buschmännern bezeigte, so bedauerten sie ihre Unbekanntschaft mit diesem Gott, und verlangten, in der christlichen Religion unterrichtet zu werden, damit sie mit ihnen eben demselben Gott dienen und ihn

loben könnten. Br. Edwards scheint eine Reise zu diesem Volke vorzuhaben. Allein unsere Anzahl ist zu klein, um eine Mission unter ihnen zu errichten. Daher wünschte ich, daß man nach dem Kap zum wenigsten sechs Missionare schicke, welche mit der holländischen Sprache gut bekannt sind; diese könnten von dem Vorgebirge in die innern Theile von Afrika in verschiedene Richtungen gehen. — Ich hoffe, daß wir Ihnen in unserm nächsten Briefe die Errichtung einer Missions-Gesellschaft in Afrika werden melden können. Es ist mir bisher gelungen, die Gemüther einiger Kinder Gottes vorzubereiten, um zu unserm Vorhaben mitzuwirken. Morgen werden wir unsere erste Versammlung halten, um diese Gesellschaft zu bilden. Wir haben mit den mährischen Brüdern in Baviaanskloof einen Entwurf gemacht, um uns gegenseitig beizustehen. Ein junger Landmann, welcher in der Nähe des Kafferlandes wohnt und sich jetzt hier aufhält, hat uns den ersten Unterricht in der Sprache dieses Volkes gegeben, und wir zweifeln nicht, daß wir sie lernen werden." *) Van der Kemp hatte kaum diesen Brief abgesandt, als er die Bekanntschaft zweier Häuptlinge der Buschmänner und eines Korannahäuptlings machte. Sie waren nach der Kapstadt gekommen, um christliche Lehrer für ihre Leute zu suchen. Ihre Bitten waren so andringend, daß er von der in seinem Briefe ausgesprochenen Ansicht abgehen mußte. „Sie hängen sich," schreibt er am 13. Mai 1799, „so an uns, daß wir uns kaum von ihnen losmachen können." Die Brüder beschlossen daher, daß Kicherer und Edwards zu den Buschmännern, van der Kemp und

*) Berichten en Brieven voorgelezen op de maandelyksche Bedestonden van het Nederlandsch Zendeling-Genootschap vor het jaar 1799. Bl. 83.

Edmonds zu den Kaffern ziehen sollten. An die Erstgenannten schloß sich ein gläubiger junger Mann, des Namens Kramer, an.

Am 22. Mai 1799 verließen die Sendboten die Kapstadt, begleitet von den Segenswünschen der Gläubigen und mit Empfehlungsschreiben des Gouverneurs an die Unterbeamten versehen. Einige christliche Hottentotten aus Gnadenthal dienten als Führer. Bis Rodezand, wo der treffliche Prediger Vos stand, reiseten sie zusammen; dann, nachdem sie sich noch einmal aus dem Brünnlein der Gemeinschaft der Heiligen gestärkt hatten, schieden sie von einander. Van der Kemp und Edmonds zogen zunächst der äußersten Stadt der Kolonie, Graaf-Reinet, zu. Ihr Weg war schon jetzt ein Zeugenweg. Die Kolonisten, welche seit vielen Jahren den Gottesdienst entbehrt hatten, luden sie zu sich, um ihnen das Wort Gottes zu verkündigen, und die Brüder hatten die Freude, dafür den wärmsten Dank zu ernten. Nachdem sie im Juli Graaf-Reinet verlassen hatten, dehnte sich vor ihnen eine weite Ebene aus, durch welche der Weg bis an die Grenze des Kaffernlandes führte. Obgleich von treumeinenden Freunden auf die Gefahren ihrer Reise aufmerksam gemacht, verlieren sie nicht das Vertrauen auf die Hülfe des Herrn. Und in keiner Noth hat er sie verlassen, ja, ihnen Freuden bereitet, die wir nicht genug zu schätzen verstehen. Die Brüder benutzten ihren Weg, das Wort zu predigen, wo ihnen Gelegenheit geboten wurde. Sie finden namentlich unter den verlassenen Kolonisten ein großes Verlangen nach der Predigt, die sie seit Jahren haben entbehren müssen. Eine unbeschreibliche Freude wird van der Kemp zu Theil, als er fast an der Grenze des Kaffernlandes in dem Hause eines Kolonisten,

van Beer, eine gastliche Aufnahme findet. „Dieser,“ schreibt er, „wie auch seine Mutter hatten kaum die Ursache unserer Reise vernommen, als sie uns mit einer unaussprechlichen Freude empfingen. Er rief gleich alles Gesinde, Sklaven und Sklavinnen zusammen, fiel mit ihnen auf die Kniee nieder und rief: O Gott, Du hast mein Herz in tiefen Empfindungen des Schmerzes niedergebeugt, da Du mein Söhnchen, das ich heute begraben habe, von mir wegnahmst, aber nun erquickst Du meine Seele mit einer Freude, die meine Betrübniß weit übertrifft, weil Du zeigst, daß Du mein Flehen um die Bekehrung der Kaffern erhört hast, und mir vergönnst, in diesem Augenblicke so unerwartet die Erfüllung Deiner Verheißungen dem Anfange nach vor Augen zu sehen. — Darauf sang er mit seinem Dienstvolke einige Psalmen, worin von der Hinzubringung der Heiden die Rede ist, und sonst noch mehrere Lobgesänge, so daß wir meinten, es würde kein Ende nehmen. Er ersuchte mich, seinen heidnischen Untergebenen das Wort der Wahrheit zu verkündigen, welches ich, als dem Befehl und Ruf vom Herrn gemäß, gerne that. — Hernach ließ dieser für die gute Sache so äußerst thätige Mann nicht nur die bis auf acht Stunden Reitens weit von seinem Hause entfernten, dort herumwohnenden Bauern, sondern auch eine Kaffern-Horde, welche 12 Meilen von dort in einer Wüste wohnte, zu der nächsten sonntäglichen Versammlung einladen.“ Es waren Tage reicher Erquickung, welche er in diesem Hause zubrachte; geleitet von den Gebeten der neuen Freunde zog van der Kemp mit Edmonds in die Wildniß hinaus. Da der gewöhnliche Weg in's Kaffernland durch die zwischen Kolonisten und den Eingeborenen ausgebrochenen Zwistigkeiten höchst unsicher war, so beschlossen die Brüder,

hinter dem Schneegebirge sich einen anderen zu suchen. Hatten sie bisher schon alle Mühseligkeiten einer südafrikanischen Reise erfahren, so sollten sie dieselben jetzt in noch viel größerem Maaße kennen lernen. Ihr Weg ist in der That eine ununterbrochene Kette von Gefahren und Nöthen. Bald sind es reißende Flüsse und undurchdringliches Dickicht der Wälder, welche sich ihnen entgegenstellen, bald sind es feindliche Kaffern, die ihr Leben ernstlich bedrohen, bald sind es die holländischen Bauern, welche ihre Ankunft mit Grimm sehen, weil sie sie für Aufrührer halten, bald sind es die wilden Thiere, welche beutegierig ihr nächtliches Lager umkreisen und die Reihen ihrer Zugochsen lichten. „Es scheint," sagt van der Kemp, „daß uns Satan mit Gewalt den Eingang in's Kaffernland verwehren wolle, aber wir haben einen Beschützer, der unendlich mächtiger ist, als er; und auf seine gnädige, wohlthätige Hand, die uns so oft durchhalf, haben wir ferner guten Muth. Ich denke, daß der Herr darüber aus ist, an uns zu erfüllen, was Ps. 91, 8. geschrieben steht, und daß der Ausgang herrlich sein wird."

Missionar Edmonds sah in allen Widerwärtigkeiten einen Wink Gottes, von dem begonnenen Wege abzulassen. Er verlor schier allen Muth und war mehrere Male daran, seine Rückreise nach der Kapstadt anzutreten. „Aber was mich betraf," schreibt van der Kemp, „so sah ich alles aus einem ganz anderen Gesichtspunkte an. Das anfängliche Gelingen unseres Weges betrachtete ich als Mittel, wodurch uns der Herr fester und enger an seinen Dienst binden und unsern Muth beleben wollte, uns auf die bevorstehenden Leiden zu stärken. Die nachfolgende Reihe von widrigen Schicksalen, welche mir gar nicht unerwartet kamen, sah ich als Prüfungen unseres Glaubens an, als eine Uebungsschule,

worin wir lernen sollten, schwerere Versuchungen zu ertragen, theils auch mit als Versuchungen des Satans, uns in unserer Arbeit zu hindern. Auch gebrach es mir auf diesem mühseligen, von allem menschlichen Troste entblößten Wege nie an Tröstungen aus dem Worte Gottes, damit ich hierdurch und durch stille Unterwerfung und Ergebung meine Hoffnung allein und unverrückt auf Gott setzen möchte. Das Muster eines solchen gläubigen Vertrauens hatte ich in Hebr. 11, 33. 34. vor mir, besonders diente mir Offenb. Joh. 2, 10. u. 26. sehr zu Stärkung. Ich wußte, an wen ich geglaubt hatte, und heute schien mir der Ausgang zu beweisen, daß mich mein Glaube nicht betrogen hatte. Ich will indeß gern bekennen, daß die äußeren Umstände und Vorfälle mich oft sehr in die Enge trieben, denn obschon mein Ruf mir klar und gewiß war, so hatte ich doch keine Freiheit, Andere ohne ihre eigene freie Wahl mit mir in dieselbe Gefahr zu verwickeln: weswegen ich auch jeden Tritt, den sie mit mir thaten, ihrer eigenen Willkür überließ, ohne die mindesten Gründe anzuführen, wodurch ich sie hätte überreden können, mit mir einerlei Weg zu gehen."

Van der Kemp hielt es für gerathen, den König der Kaffern, Gaika, gegen sich günstig zu stimmen. Ehe er seine Reise zu ihm fortsetzte, sandte er einen Boten, welcher seinen Besuch anmelden sollte. Während wir die Brüder auf die Rückkehr desselben warten lassen, eilen wir ihnen voraus, um uns Land und Volk der Kaffern, das nächste Arbeitsfeld der Sendboten, etwas näher anzusehen.

Viertes Kapitel.

Land und Volk der Kaffern. — Van der Kemp's erste Missionsarbeit.

Ich will die Finsterniß vor ihnen her zum Lichte machen und das Höckerichte zur Ebene. Solches will ich ihnen thun und sie nicht verlassen. Jes. 42, 16.

Das Land der Kaffern dehnt sich im Osten Südafrika's längs der Küste des indischen Oceans von Süden nach Norden in immer zunehmender Breite aus. Es hat keine bestimmten Grenzen, war aber ehedem ungleich größer als heute, wo die brittische Regierung und benachbarte kriegerische Völkerstämme bedeutende Theile von demselben losgerissen haben. Wenn man südlich vom Orangeflusse die Steppen der Kapkolonie in der Richtung nach Osten durchzogen hat, so bietet sich dem Auge eine majestätische Bergkette dar. Von der Spitze derselben übersieht man nach Osten eine Gegend, deren üppiger Pflanzenwuchs gegen die im Rücken liegenden dürren Länderstriche auffallend kontrastirt. Man glaubt in eine andere Welt versetzt zu sein, hochragende, im schönsten Dunkelgrün prangende Wälder schmücken die Bergabhänge, zwischen denen die üppigsten Grasflächen sich hinziehen. Weiter nach Osten senkt sich das Land nach dem Meere zu terrassenförmig ab. Aber so weit das Auge schaut, immer begegnet ihm die herrlichste Vegetation, Gruppen von Mimosen und Gebüschen aller Art geben ihm ein parkartiges Ansehen. Die Fruchtbarkeit des Bodens wird durch zahlreiche Flüsse und Bäche, welche von den Bergen herab-

strömen, erhöht. Ein tiefblauer Himmel wölbt sich über dem Lande. Der Winter, welcher vom April bis August dauert, ist meist regenlos, nur die höchsten Bergspitzen bedecken sich mit Schnee. Der Sommer dagegen bringt große Wolkenmassen, die in anhaltenden Schauern und furchtbaren Gewittern ihre Wasser über das Land ergießen. „Die Gewitter," berichtet van der Kemp, „welche hier gewöhnlicher, auch weit fürchterlicher als in Europa sind, geben dem Auge des Zuschauers ganz ungewöhnliche und wunderbare Darstellung. Das Wetterleuchten oder der Blitz fährt hier nicht so durch die Luft, daß er die Augen blendet und in dem nämlichen Augenblick verschwindet, sondern er besteht aus einem zwei- bis dreifachen Strahl, der von den Wolken zur Erde oder von einer Wolke zur andern schießt, welches wohl zwei bis drei Sekunden und oft länger währt." Diese Regen sind die größte Wohlthat für das Land. Sie kühlen die Luft und machen die Sommerhitze erträglich. An regenlosen Tagen weht vom Meere her ein kühlender Wind, der oft einen der Gesundheit nachträglichen schnellen Wechsel der Temperatur erzeugt.

In diesem Lande wohnen meist den Flüssen entlang auf einzelnen Plätzen, nach Art der alten Sachsen im nordwestlichen Deutschland, die Kaffern. Dieser Name stammt aus der arabischen Sprache, in welcher er einen Ungläubigen bedeutet. Die Muhamedaner gebrauchen ihn im weitern Sinne, als wir, da sie sämmtliche südafrikanische Völker mit demselben bezeichnen. Ihren verschiedenen Stämmen haben die Kaffern selbst eigene Namen beigelegt. Unter ihnen unterscheidet man vier Hauptstämme, die Kosas, von der Kapkolonie bis zum Basche-Flusse, die Tambuckis, vom Basche- bis zum Umtata-Flusse, die Pondos, vom Umtata-

bis zum Umzimwubü=Flusse und endlich die Zulus, nördlich von Natal, vom Tugela=Flusse bis zur Delagoabai.*) Die Kaffern sind ein kräftiges Volk, hochgewachsen und mannhaft. Ihre natürliche Hautfarbe ist ein dunkles Grau oder Braun, welche aber durch allerlei Schnörkel und Figuren von rother Farbe verdeckt ist. Der blendende Schmelz der Zähne, der weiße Glanz des Auges gibt dem edlen Antlitz ein schönes Ansehen. Die Frauen stehen in Wuchs und Körperbildung hinter dem männlichen Geschlechte sehr zurück, sie sind meist klein und unbehülflich; ihre Gemüthsart ist heiter und lebhaft, Bescheidenheit und Scham ist ihnen fremd. Durch das traurige Loos, welches ihnen zugefallen ist, lassen sie sich so leicht nicht in ihrem Frohsinn stören.

Die Kleidung der Kaffern besteht in einer über die Schultern geworfenen, bis auf die Füße herabhängenden Kuhhaut oder einem Tigerfell; wird sie ihnen aber lästig, so werfen sie dieselbe ab, und gehen nackt umher. Nur die Reichen tragen an den Füßen Sandalen. Die Frauentracht ist von der der Männer fast nicht unterschieden, doch tragen sie meist einen Schurz um die Lenden. Gern legen sie allerlei Zierrath als metallene Ringe, Ketten und Korallenschnüre u. dgl. um Köpfe, Arme, Lenden und Füße. Ein Hauptschmuck für den Mann besteht in einer Reihe Tigerzähne, welche am Arme befestigt ist. Einfach und bescheiden sind ihre Wohnungen, auf welche sie nicht viel Werth legen, da sie meistens im Freien leben. Sie haben die Gestalt von Bienenkörben, ähnlich wie bei den Hottentotten,**) nur sind sie höher und geräumiger, als bei diesen. Eine Anzahl

---

*) Schultheiß, Die Bewohner der Ostküste Südafrikas. Berl. 1854. S. 11.

**) Vergl. Evangel. Missionsgesch. IV. 1. 2. S. 14.

Baumstämme wird im Kreise in die Erde geschlagen, oben zusammen befestigt und mit Gesträuch und Binsen bedeckt. Die innern Seitenwände werden mit Lehm und Kuhdünger überzogen. Eine solche Hütte hat zwölf bis vierzehn Fuß im Durchmesser und ist sechs bis sieben Fuß hoch. Ein schmales Loch in der Seite, durch welches man gebückt hineingehen kann, dient zugleich als Oeffnung für den Rauch, da weder Kamin noch Fenster vorhanden sind. Auf dem Boden befindet sich die Ruhestätte von getrocknetem Grase. Die Häuptlinge haben gewöhnlich etwas größere und sauberere Hütten, bisweilen auch für Weib und Kind mehrere in Gebrauch. Sechs bis zwölf solcher Hütten bilden ein Kafferndorf, Umzi, von den Holländern Kraal genannt. Die wichtigste Stelle des Dorfes ist unstreitig der Viehhof, ein großer umzäunter Raum, um welchen die Hütten wie schützende Wächter stehen. Der Kaffer denkt nicht daran, seinen Wohnort durch Anlage von Gärten oder Feldern zu verschönern. Er hat überhaupt für nichts Vorliebe, als für seine Rinderheerde. Sie ist sein höchster Reichthum, an welchem seine Seele hängt. Sein ganzes Leben ist ihrer Erhaltung und Vermehrung gewidmet. Die einzelnen Stücke derselben kennt er besser, als seine Kinder, ein Verlust und Schaden an seiner Heerde geht ihm mehr zu Herzen, als ein Todesfall in seiner Familie. Hören wir einen bewährten Zeugen. „Der Wohlstand dieses Volkes,“ sagt Stephan Kay, *) „besteht nicht in viel Gold und Silber oder Edelgestein, denn solche Dinge, welche der gebildete Europäer mit der größten Begierde sucht, haben für ihn nicht den geringsten Werth, vielmehr sind es große Viehheerden, welche der Kaffer als den wünschenswerthesten Reichthum betrachtet, und die

*) Wanderungen im Kafferlande, Bas. Miss.=Mag. 1838. S. 555.

Vermehrung dieser Heerden, so wie die Mittel, sie gegen Raub zu sichern, bilden die erste und vornehmste Sorge seines Lebens, die ihn bis zum letzten Hauche seiner irdischen Laufbahn beschäftigt. Sein ganzes Herz steckt in seiner Heerde, und sie ist der einzige Gegenstand, dem seine angestrengtesten Bemühungen gelten; auch ist er mit jedem Kopfe dieser Heerde wenigstens ebenso vertraut, als er es mit den Gesichtern seiner Kinder ist. Selten habe ich einen Kaffer Thränen vergießen sehen, als wenn sein Häuptling ihm ein paar Glieder seiner gehörnten Familie entwenden wollte; dies zerreißt ihm das Herz, und erzeugt größeren Schmerz in seiner Seele, als der Verlust seines Weibes und seiner Kinder thun würde.“ Höchst selten entschließt sich der Kaffer dazu, ein Stück seiner Heerde zu schlachten. Er ist zufrieden mit der Milch, welche sie ihm liefert. Die Kinder genießen dieselbe frisch, die Erwachsenen aber in geronnenem sauern Zustande. Dazu eine Portion gesottenen Korns, und seine Mahlzeit ist fertig. Die Vorräthe dieses Kornes werden gewöhnlich in dem Boden des Viehhofes aufbewahrt und sind in der Regel so groß, daß er vor Hungersnoth geschützt ist.

Die Fruchtbarkeit des heimathlichen Bodens, so wie die Genügsamkeit des Kaffers muthet ihm wenig Anstrengung seiner Kräfte zu. Er ist von Natur mit herrlichen Fähigkeiten ausgerüstet, aber er hat kein Bedürfniß, dieselben zu gebrauchen. Geistige Beschäftigung kennt er nicht, doch ist er gerade nicht der Stumpfheit verfallen. Während der Friedenszeit beschäftigen sich die Männer mit der Jagd und besonders mit der Viehzucht, alle Feld- und Hausarbeit liegt den Frauen ob. Stolz schreitet der Jäger durch den Wald, eine Muskete auf dem Rücken, den Assagay oder Wurfspieß in

der Rechten, die kurze dicke Keule (Kiri) in der Linken, den Schild von Kuhhaut auf der Schulter.

Mit großer Liebe hängt er an seinem Könige, dessen Würde erblich ist. Ist auch die Macht desselben eine unbeschränkte, so hängt sein Einfluß doch meist vom guten Willen des Volkes ab. Sein Name ist hochgeachtet, und bei ihm wird geschworen. Sein Grab wird für heilig gehalten, so daß es allen Verfolgten zur sicheren Zufluchtsstätte dient. Ihm zur Seite steht ein Staatsrath, der ihn mit den Ansichten und Wünschen des Volkes vertraut macht; läßt er sich aber nicht rathen, so ziehen seine Leute in eine andere Gegend und kehren nicht eher zurück, als bis er zur Vernunft gekommen ist. Jeder Kraal hat wieder seinen eigenen Häuptling, dessen Würde ebenfalls erblich ist. Stirbt er, ohne einen männlichen Nachkommen hinterlassen zu haben, so wird vom Volke ein neuer gewählt. „Die Kaffernhäuptlinge," schreibt Kay, „sind in allen Fällen sowohl Gesetzgeber als Richter, indeß die alten Männer des Stammes eine Art von Schiedsgericht bilden. Ihre gerichtlichen Verhandlungen sind öffentlich, und ein Jeglicher hat den Zutritt zu denselben. Die streitenden Parteien erscheinen persönlich und führen ihre eigene Sache, denn ein jeder Kaffer ist sein eigener Advokat. Wirklich ist auch nicht selten der natürliche Fluß der Beredtsamkeit, womit sie ihre Vertheidigung führen, bewundernswerth. Der Anstand erfordert, daß Keiner in seiner Rede unterbrochen werde, sollte sie auch mehrere Stunden lang dauern. Sein Gegner hört indeß mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und kommt nun die Rede an ihn, so weiß er den gehaltenen Vortrag Punkt für Punkt mit ausnehmender Fertigkeit zu beantworten. Ihr Ausdruck ist bei solchen Anlässen gewöhnlich stark und kräftig, und die Art ihres Vortrags männlich und würdevoll. Ihrer Gesetze sind,

wie bei wilden Völkern überhaupt, nur wenige, und diese sind sehr einfach. Da indeß die Quelle, aus welcher sie entspringen, verderbt, und die Hand, welche sie handhabt, in hohem Grade unrein ist, so geschieht es nur selten, daß durch sie der Unschuldige gegen Unrecht und Gewalt geschützt und der Schuldige bestraft wird. Gewalt und Ungerechtigkeit sind daher allgemein herrschend und gehören zu den schreienden Sünden des Landes. Diebstahl, Ehebruch, Mord und Zauberei bilden den Hauptinhalt ihres gerichtlichen Verzeichnisses. Letztere tritt in tausend furchtbaren Gestalten unter dem Volke auf, welche gespensterartig ihre Gemüther beunruhigen und umhertreiben."

Von einem Familienleben kann bei den Kaffern kaum die Rede sein. Wie in allen Heidenländern, so ist auch im Kafferlande der Frau ein trauriges Loos gefallen. Sie ist eigentlich nichts anderes, als die Sklavin des Mannes, welcher dieser alle Lasten und Arbeiten aufbürdet, für welche er entweder zu träge oder zu stolz ist. Von Achtung und Liebe gegen das Weib weiß er nichts, es ist ihm nicht so viel werth, als ein Stück seiner Heerde. „Die Frauen werden als willenlose Sklavinnen des Mannes behandelt," sagt Kay, „und sind zu den härtesten Arbeiten verurtheilt. Dennoch hat sie die Gewohnheit zu zufriedenen Geschöpfen gemacht, und sie bringen gewöhnlich ihr Leben in fröhlicher Munterkeit zu, bis sie unter der Last der Altersschwäche zusammensinken. Kaum haben sie die mittlere Stufe ihres Lebens erreicht, so fängt gewöhnlich ihre Kraft zu schwinden an und im Gefühle gänzlicher Entkräftung geben sie den Geist auf. Wohl zeigt sich in keinem Falle deutlicher, wie sehr das Heidenthum die Ordnung der Natur und die Bestimmung des Menschen umkehrt, als in dem Umstande, daß in allen Heidenländern das schwächere Geschlecht durchgängig

dazu verurtheilt ist, die schwersten Lasten zu tragen, und daß das Weib als ein Wesen geringerer Art angesehen und behandelt wird, das mehr dem Thier- als dem Menschengeschlechte angehört. Wirklich pflegt auch der Kaffer in der Unterhaltung sein Weib auf die gleiche Linie mit seinem Packochsen zu stellen, und die tägliche Erfahrung liefert die traurigen Beweise genug, wie er die erstere kaum so hoch anschlägt, wie die letzten. Auch ist die Art, wie er sein Vieh zu behandeln pflegt, ungleich milder, als die Behandlung, welche die Gefährthin seines Lebens erfahren muß. Alle Geschäfte des Tages, alle Arbeiten auf dem Felde und in der Haushaltung, alle Sorgen des Unterhalts, alle Lasten des Lebens liegen auf ihren Schultern, und man sieht sie häufig mit ein paar säugenden Kindern auf dem Rücken gebunden nach dem Walde gehen, um Holz zu fällen, oder den harten Boden mit einem schlechten Werkzeuge aufbrechen, um ihn anzupflanzen, oder von weiter Entfernung her Wasser zu ihrer Hütte herbeischaffen. — Vor ihrer Verheirathung wird sie als eine Art verkäuflicher Waare betrachtet, nach derselben bedauert der Ehegatte ihren Verlust, so wie der Meister einen Sklaven ungern verliert, den er um Geld gekauft hat. Sollte sie eine Wittwe werden, so ist ihr Zustand wirklich jämmerlich, indem kein Mensch sich um sie bekümmert und gegen Gewaltthaten beschützt. Viele dieser armen Geschöpfe sterben früh dahin, ohne daß je ein Auge um sie geweint hätte; und kaum hat die Seele die körperliche Hülle verlassen, so wird diese in den Wald hinausgeworfen, um ungestört von den wilden Thieren aufgezehrt zu werden.“ — Ohne nach der Zuneigung der Töchter zu fragen, verkaufen die Eltern sie an den Mann, der es bald erfahren muß, daß seine Frau bei erster Gelegenheit entläuft. Will

er sie wieder haben, so muß er sie durch neue Opfer auslösen. Der König und die Häuptlinge haben in der Regel mehrere Weiber, auch reichere Kaffern, wenn sie sie ernähren können. Die erste Frau ist die rechtmäßige Gattin, ihr erster Sohn der alleinige Erbe, wenn der Vater nicht schon bei Lebzeiten seine übrigen Weiber und Kinder bedacht hat.

Es gibt wenig heidnische Völker, bei denen so geringe Spuren irgend einer Gottesverehrung angetroffen werden, als bei den Kaffern. Die unter ihnen herrschende Sitte der Beschneidung, welcher oft eine religiöse Bedeutung untergelegt ist, hat mit der Religion Nichts zu thun und ist ein Erzeugniß des Nationalstolzes. Sie glauben an gar nichts, ein höchstes Wesen ist ihnen unbekannt, der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ist ihnen fremd. „Wenn wir unter Religion die Ehrfurcht vor Gott", schreibt van der Kemp, „oder die äußeren Handlungen, welche diese Ehrfurcht ausdrücken sollen, verstehen, so habe ich kein einziges Mal wahrgenommen, daß sie eine Religion, ja auch nur eine Idee von dem Dasein eines Gottes hätten. Ich verstehe dies von der Nation überhaupt, denn man findet wohl noch Einzelne, die einen allgemeinen Begriff von seinem Dasein haben; allein sie haben denselben von den angrenzenden Völkern erhalten. Der überzeugende Beweis dieser Behauptung ist der, daß sie nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache haben, das den Namen Gott bezeichnet. Einige wenige Personen, wovon ich eben sagte, nennen ihn Thiko, ein Name, der in Hottentottischer Sprache eine Gottheit bezeichnen soll, nach dem Buchstaben aber einen Schmerzenmacher, Peiniger oder Quäler bedeutet." Und damit übereinstimmend sagt Kay: „Auf meinen Wanderungen durch die Ländergebiete des südlichen Afrika hatte ich Gelegenheit, über

den jammervollen, tiefversunkenen Zustand der Tausende von Eingeborenen umher nachzudenken, so wie derselbe jeden Tag meinen Augen sich darstellte. Da stehen diese unglücklichen Haufen im Dunkel einer mitternächtlichen Finsterniß, ohne daß ein Strahl des Lichtes und der Hoffnung ihren Pfad beleuchtete. Sie Alle kennen den Weg der Wahrheit nicht; sie sind unbekannt mit dem trostvollen Glauben an eine zukünftige Welt, und der Gedanke an ein jüngstes Gericht liegt nur verworren und im tiefen angstvollen Dunkel in ihrer Seele da. Einige von ihnen scheinen zwar einen matten Schimmer von Vorstellungen vom Dasein unsichtbarer Gewalten zu haben, und sie sind von ihren Zauberern gelehrt, jeden Augenblick im Blitz und Donnerschlag den strafenden Zorn derselben zu fürchten.“ Wie aber der Unglaube leicht in Aberglauben umschlägt, so sehen wir es auch bei dem Kaffern. Er fühlt sich in seinem Herzen unbefriedigt, er quält sich mit der Furcht vor bösen Geistern, von denen er sich verfolgt glaubt. Daß dieser Aberglaube viele grausame Sitten unter einem solchen Volke hervorruft, liegt auf der Hand. Aus van der Kemp's Berichten will ich hier etwas davon mittheilen. Nicht fern von dem Ausgange der Keiskamma liegt ein Anker von einem gestrandeten Schiffe. Chachabee, der Großvater des Königs Gaika, ließ ein Stück davon abnehmen. Da derjenige, welcher dies gethan hatte, plötzlich starb, so glaubte man fest, daß der Anker beleidigt wäre und sich gerächt habe. Um ihn zu versöhnen, gab man ihm einen neuen Namen und kein Kaffer wagte es, ohne ehrfurchtsvollen Gruß an demselben vorbeizugehen, da man allgemein glaubte, daß er eine Art Herrschaft über das Meer führe. — Seit drei Jahren, meldet ferner van der Kemp, erscheint, wie sie

fest glauben, bei ihren Kraalen, aber nur in starken Gewittern, ein grün gekleideter Mann, der sich stets gegen einen Baum anlehnt, und seine Augen beständig zur Erde gerichtet hat. Sie opfern ihm Korn, Fleisch oder Milch, und nöthigen ihn in ihre Hütten; aber das Alles macht keinen Eindruck auf ihn, er gibt auch keine Sprache von sich. Nur einmal wollen sie ihn in einem starken Gewitter sagen gehört haben: „Seid nicht furchtsam, ich spiele nur mit diesem Lande.“ Eines Tages sprach van der Kemp über diese vorgebliche Erscheinung mit einem Manne, der fest von ihrer Wahrheit überzeugt war. Kurz vorher hatte derselbe von dem Missionar von Jesu Christo gehört, und nun glaubte er steif und fest, der grüne Mann sei Niemand anders, als Jesus selbst, der nur zum Heile der Kaffern gekommen sei. — Folgender grausame Gebrauch ist ebenfalls die Folge ihres Aberglaubens. Die Todten werden nicht beerdigt, sondern für die wilden Thiere in den Wald hinausgetragen. Nur der König hat das ausschließliche Recht, beerdigt zu werden. Ihre Kranken, zu deren Herstellung keine Hoffnung ist, tragen sie auf's Feld, um von den Wölfen zerfressen zu werden. Es trägt sich aber oft zu, daß sie in ihrer Vermuthung getäuscht werden, der Kranke kommt nach Hause zurück und wird gesund. Geschieht die Genesung aber nicht bald, so wird er zum zweiten Male hinausgetragen. Kommt er auch dann zurück, so legt man ihn mit etwas Speise und Trank versehen, in eine Hütte, der ganze Kraal wird von seinen Einwohnern verlassen, und der sich selbst überlassene Kranke muß eines elenden Todes sterben. „Ich konnte,“ schreibt van der Kemp, „lange nicht begreifen, was doch wohl die Ursache einer so unbarmherzigen Behandlung wäre. Nachdem ich

aber mit dem Karakter und der Denkungsart dieser Nation etwas näher bekannt geworden bin, habe ich erfahren, daß sie um ihrer Selbsterhaltung willen also verfahren; denn sie bilden sich ein, daß, wenn sie den Kranken unter sich ließen, sie Alle mit dessen Krankheit würden befallen werden. Dieses zu verhüten, kennen sie keinen andern Ausweg, als den Kranken hinaustragen und umkommen zu lassen. Dieses gefühllose Betragen gegen die armen Kranken beobachten sie auch bei manchen andern Vorfällen. Wenn sie Jemand in Lebensgefahr z. B. zum Ertrinken in's Wasser fallen sehen, so werden sie, anstatt zu helfen, vor Furcht davon laufen oder wohl gar mit Steinen nach ihm werfen. So laufen sie auch, wenn eine Frau in Kindesnöthen ist, Alle von ihr weg und lassen sie allein und hülflos liegen." — Die Zauberer und Zauberinnen haben über das Volk eine gewaltige Macht. Zu ihnen nimmt man die Zuflucht bei Landesnöthen, z. B. in der Dürre, denn sie gelten als die Regenmacher; bei ihnen sucht man Rath und Heilung für eine Krankheit, denn sie sind die Aerzte im Lande. Van der Kemp beschreibt ihre Heilmethode also: „Ihre Art, wie sie die meisten ihrer Kranken heilen, ist mancherlei, und auch größtentheils nichts Anderes als Zauberei und Aberglaube. Der Zauberer oder Doktor zieht, wie er vorgibt, Steine, Knochen, Stücke Holz oder Schlangen aus dem Körper des Kranken, und dann ist er genesen. Oder er befiehlt, verschiedenes Vieh zu schlachten, welches er in Stücke zerlegt, die er in einen Fluß wirft, wodurch der Kranke genesen soll. Manche Krankheit wird dem Teufel oder irgend einem bösen Dämon, der den Kranken besäße, zugeschrieben. Um diese Krankheit zu heilen, sucht der Arzt den Teufel auszutreiben, ihn zu greifen und zu tödten. Gewöhnlich aber

läuft er ihm davon; dann läuft ihm der Arzt, mit einer Assagay in der Hand, nach und verfolgt ihn über Berg und Thal. Bei seiner Zurückkunft erzählt er dann dem abergläubischen Volke, entweder, daß er ihn getödtet habe, wobei er zum Wahrzeichen seine vom Blute des Teufels gefärbte Assagay zeigt, oder daß er seiner nicht hätte habhaft werden können. Im ersten Falle ist der Patient ganz geheilt, im andern Falle wird die Krankheit schlimmer, als vorher." — Krankheit und Unglück aller Art wird meist den Einwirkungen Anderer zugeschrieben, und wehe dem, welchen der Zauberer als Thäter bezeichnet. Die entsetzlichsten Qualen, ja der Tod, sind sein gewisses Loos. Kay beschreibt als Augenzeuge folgende Scene: „An einem Morgen vernahm ich, daß viele Einwohner unweit Mount Coke sich versammelt hätten, um die Entscheidung eines Zauberers zu vernehmen, welcher den Verbrecher entdecken sollte, der durch Zaubermittel einen der Häuptlinge krank gemacht hätte, und alsobald machte ich mich auf den Weg, um der Versammlung beizuwohnen. Die Gegend umher stand gerade in ihrem schönsten Schmucke, und die zahlreichen angebaueten Gefilde, die zur nahen Erndte heranreiften, verbreiteten das Bild eines reichen Ueberflusses nach allen Seiten hin. Als ich dem Dorfe nahe kam, bot sich mir ein ganz anderer Anblick dar, welcher mitten in der üppigsten Natur den Menschen im tiefsten Verfalle darstellte. Ein gemischter Haufen von Menschen beiderlei Geschlechts, Alte und Junge, standen hier bei einander, und ihr Anblick machte in meinem Herzen die Empfindung rege, als ob ich unter einen Gespensterhaufen einer schwarzen Todesnacht hineingetreten wäre. Kaum läßt sich ein ergreifenderer Anblick denken, als dieser war; und heißer Dank stieg in

meiner Seele gegen den Vater der Barmherzigkeit auf, der mich nicht in diesen Vorhallen des Höllenreiches, sondern in einem christlichen Lande geboren werden ließ. An einem sanften Abhange war in der Gestalt eines Halbmondes der Volkshaufe den Hütten gegenüber aufgestellt, im Hintergrunde desselben standen die Weiber und Töchter, welche mit ihren Händen klatschten und aus aller Macht brüllten, indeß in den Vorderreihen die Männer unter fürchterlicher Verzerrung ihrer Gesichtszüge ihre Lanzen in der Luft schwangen, und mit dem Fuße den Boden stampften. Der Zauberer, ein Fingu, saß in einiger Entfernung in einer Hütte, begleitet von acht Eingeborenen, welche seinen Zug bildeten. Mehrere Stunden lang harrte das Volk sehnsuchtsvoll des Augenblicks, wo der gefürchtete Mann hervortreten und die Sache entscheiden werde. Endlich nach drei Stunden ward seine Ankunft verkündigt, und Jeder floh auf seinen Posten, indeß ihr lautes Gebrüll auf allen Bergen widerhallte. Langsamen und gemessenen Schrittes rückte die furchtbare Prozession, der Zauberer in ihrer Mitte, heran, und als sie etwa dreißig Schritte von der Versammlung entfernt war, machte sie Halt, und der Held des Tages trat hervor, eine abscheuliche Gestalt, die vom Kopf bis zu den Füßen mit Fett und rother Erde übertüncht war. Die eine Seite seines Gesichts war roth, die andere kohlenschwarz angestrichen. Die Haut eines wilden Thieres hing um seinen Nacken, und über seine Stirne wedelte ein Schakalschwanz. Nach vielen häßlichen Verzerrungen seines Gesichtes und Körpers rief er jetzt brüllend aus: Laßt mich sehen den Lohn meiner Weisheit! wo sind die Ochsen, die mir für meinen Dienst gegeben werden sollen? Seine Forderung wurde augenblicklich befriedigt, und noch dazu eine Anzahl

von Korallenschnüren ehrfurchtsvoll zu seinen Füßen niedergelegt. Man hatte allgemein gehofft, er werde bei diesem Anlasse den Verbrecher riechen und dem Volke nennen; aber vergeblich. Eine Todesstille entstand, und jetzt fing der Mann eine feurige Rede an, welche gleich einem Gottesspruche vom Volke angehört wurde. Endlich erklärte er, daß die Krankheit des Kriegers einem alten Weibe zuzuschreiben sei, welche auch ihren Mann bezaubert habe, so wie dem Bruder des Kranken, den der Zauberer beschuldigte, ein Stück von der Leber des Kranken in einem Sacke in einer Ecke seiner Wohnung aufbewahrt zu haben. Alsobald trat der Angeklagte hervor und rief bewegt mit lauter Stimme: Ist nicht der Kranke mein Bruder? was sollte mich bewegen können, an meinem Bruder mich zu vergreifen? Wie kannst Du das beweisen, dessen Du mich beschuldigst? Der Betrüger gab auf diese Fragen keine Antwort, sondern zog sich so schnell wie möglich zurück, und das Volk theilte sich jetzt in zwei Parteien, von denen die, welche es mit ihm hielt, die schwächere war. Nun fiel die ganze Wuth auf die arme Wittwe zurück, welche er der Zauberei bezüchtigt hatte; und da sie keinen Freund auf der Erde hatte, der ein Wort für sie sprach, so wurde sie augenblicklich zu einem martervollen Tode verurtheilt. Allein sie fand noch Zeit, in das Dickicht des Waldes zu fliehen, wo sie ohne Zweifel schon in der ersten Nacht eine Beute der wilden Thiere geworden ist.“ — Die Kaffern waren von jeher die erbittertsten Feinde der europäischen Ansiedler. Sie sahen in ihnen die Zerstörer ihres Volks und die grausame Behandlung ihrer Nachbarn, der Hottentotten, ließ sie jeden Kolonisten mit Mißtrauen betrachten. Die Ermordung eines Weißen galt dem Kaffer für ein verdienstliches Werk. Als

van der Kemp und Edmonds an der Grenze des Landes standen, waren die Häuptlinge der Kaffern mit den benachbarten Ansiedlern im Krieg; Mord und Raub waren an der Tagesordnung. Die Brüder trugen ihr Leben in der Hand, es war ein großes Wagniß, die Reise über die Grenzen fortzusetzen. Doch der Herr hielt seine schützende Hand über seine Knechte, und ob der Tod oft ihr sicheres Loos zu sein schien, so hat er sie doch aus aller Noth errettet und ihr Leben bewahrt. „Am 25. Juli," erzählt u. A. van der Kemp, „überfielen die feindlichen Kaffern unser Lager und nahmen 130 Ochsen weg, worunter auch einige von den unsrigen waren. Den 30. machten die feindlichen Kaffern an sechs bis sieben Stellen Feuer auf dem Berge, an dessen Fuße unser Zelt aufgeschlagen war, und am nämlichen Abend traten einige Bauern mit geladenem Gewehr in unser Zelt. Sie sagten, daß unter den Hottentotten öffentlich die Rede ginge, ich hätte die Kaffern aufgehetzt, sie (die Bauern) alle zu ermorden; auch hätte ich den Hottentotten das Vieh der Eingeborenen angewiesen und ihnen gesagt, daß sie Alle ein Recht hätten, es als ihr eigenes anzusehen und wegzunehmen. Ein Hottentott bezeugte, dies von einem der friedlichen Kaffern gehört zu haben. Dieser Kaffer wurde aufgesucht, war aber nirgend zu finden, welches denn einigermaßen zu meiner Rechtfertigung diente, aber doch nicht allen Verdacht wegnahm. Den folgenden Tag nahmen die Bauern die Flucht, und auf den Rath der Kaffern folgten wir ihnen, denn, obwohl wir nach ihrer Versicherung bald würden angegriffen werden, so ward dies doch für sicherer gehalten, als hier zu bleiben oder den Weg zum Könige Gaika fortzusetzen. Aber kaum hatten wir unsere Stelle verlassen, so zeigten sich die Kaffern auf

dem Gebirge und stürzten mit einem schrecklichen Geschrei auf uns los. Weiber und Kinder wurden hinter die Wagen, und das Hornvieh auf einen entfernten Ort gestellt. Wir übergaben unser Schießgewehr unsern Hottentotten mit dem ausdrücklichen Befehl, nicht zu schießen, es sei denn, daß es die persönliche Vertheidigung ihres eigenen Lebens erforderte, welchem Befehle sie auch nachgekommen sind. Während dem Gefechte gingen viele Hottentotten mit Pferden und Gewehr zu den Kaffern über; unter diesen Ueberläufern war auch der Hottentott, welcher mir die besagte Verläumdung angehängt hatte, zu welchem, wie man sagte, sich auch unsere vertrauten Kaffern gefügt hätten, welches ich aber nicht gesehen habe. Die Feinde, welche sehr nahe bei unsere Wagen vorgedrungen waren, wichen endlich wieder zurück, nachdem das Gefecht eine Stunde gedauert hatte. Indessen hatten wir doch noch den nämlichen Tag in einem engen Thale zwischen zwei Bergen ein zweites Scharmützel mit ihnen auszuhalten. Wir kamen aber durch des Herrn Gnade, wiewohl mit Zurücklassung unseres Hornviehs, glücklich davon. Die folgende Nacht lagerten wir uns in einer Ebene und dachten allgemein nichts anders, als daß es die letzte unsers Lebens sein würde. Ich hielt vor der ganzen Menge eine Betstunde und sagte ihnen, daß ich von ihnen erwartete, daß, wenn uns der Herr überleben ließe, sie sich dann Alle des folgenden Morgens mit mir vereinigten, um ihm für seine Bewahrung zu danken. Doch des andern Tages waren sie Alle zu sehr beschäftigt, als daß sie sich dazu die Zeit hätten nehmen sollen. Ich knieete allein mit unsern Hottentotten auf dem Felde nieder, und außer ihnen war nur noch ein Mann, der sich zu uns verfügte.“ Solche und ähnliche Nöthe, welche die Reisenden

täglich zu überstehen hatten, waren wohl geeignet, einen weniger kühnen Mann, als van der Kemp, von dem betretenen Wege zurückzuschrecken. Edmonds verlor schier allen Muth, und seine früheren Pläne, nach der Kapstadt zurückzureisen, tauchten mit neuer Kraft in ihm auf. „Ich für meine Person,“ schreibt van der Kemp, „kann mich dazu noch nicht entschließen, denn mein Auge bleibt auf meinen Gott befestigt, der uns bisher so wunderbar geführt und bewahrt hat, und der mich versichert, daß, wenn ich bis ans Ende beharre, er mir Macht geben werde über die Heiden. Offenb. Joh. 2, 10. und 26.“

Der zum König Gaika gesandte Bote kehrte nach neun Tagen zu den Missionaren zurück.*) Er brachte erfreuliche Kunde. Der König gestattete nicht nur ihre Reise in sein Land, sondern hatte ihnen auch seine Tabaksdose mitgesandt, welche ihnen auf ihrem Wege als Paß dienen und jedem Kaffer bedeuten sollte, daß die Reisenden nach des Königs Willen unangetastet bleiben sollten. Die Brüder machten sich alsbald auf den Weg, und gelangten nach vielen Leiden am 20. September 1799 im königlichen Lager an. Gaika, begleitet von seinen Hofleuten und Frauen, nahete sich ihnen mit langsamen majestätischen Schritten. Er trug einen langen Mantel von Pantherfellen, auf dem Kopfe glänzte ein von geschliffenem Kupfer gefertigtes Band, während er in der Hand den Kiri, einen eisernen Stab, hielt. Zu beiden Seiten stand ein Kaffer, hinter ihm sein Gefolge und übriges Dienstvolk. Sprachlos reichte er den Fremdlingen die rechte Hand. Dann zog er sich zurück.

*) Hauptquelle der obigen Darstellung sind van der Kemps Berichte in den Gedenkschriften van het Nederlandsch Zendeling-Genootschap. Vol. II. Rotterdam, 1805.

Wohl eine halbe Stunde verging, ohne daß ein Einziger das Auge verwandt oder einen Laut von sich gegeben hätte. Endlich brach van der Kemp das Stillschweigen mit der Frage, ob Niemand unter den Anwesenden der holländischen Sprache mächtig sei. Es erfolgte keine Antwort. Zuletzt trat ein gewisser C. Buis hervor, ein flüchtiger Kolonist, welcher bei Gaika Schutz gesucht und gefunden hatte. Durch diesen gaben die Missionare dem König die Absicht ihres Kommens kund. Gott, der Herr des Himmels und der Erde, habe ihnen ins Herz gegeben, dies Volk zu besuchen und ihm Dinge zu verkündigen, welche es zeitlich und ewig glücklich machen würden; sie bäten daher den König um die Freiheit, in seinem Lande unter seinem Schutze wohnen zu dürfen. Gaika dankte und lobte das Vertrauen, welches die Fremden auf ihn gesetzt hatten, allein er meinte, die Missionare hätten einen sehr unglücklichen Zeitpunkt erwählt, da das Land voll Verwirrung und die Gemüther auch gegen ihn selbst sehr aufgeregt seien. Er könne unter diesen Verhältnissen ihnen weder Unterhalt noch Schutz gewähren und rathe ihnen deshalb, so bald als möglich ihre Rückreise anzutreten. „Euer Volk," fügte er hinzu, „hält mich für einen großen Mann, aber ich bin nicht im Stande, Euch zu bewirthen, wie ich sollte. Ihr seht Euch nach einer Niederlassung um, aber ich habe keinen Platz zum Nutzen, auch vermag ich Euch nicht zu schützen, da ich mich selbst nicht schützen kann." Van der Kemp entgegnete, daß sie selbst für ihren Unterhalt Sorge tragen wollten, er bitte nur um den Schutz, welchen der König dem geringsten seiner Unterthanen gewähre. Gaika indessen wiederholte seine erste Erklärung, doch nahm er die ihm angebotenen Geschenke mit Dank an und gab den Brüdern die Erlaubniß,

vorläufig ihr Zelt aufzuschlagen. Es war aus dem kalten und gemessenen Benehmen des Königs ersichtlich, daß er gegen die Missionare vorher eingenommen war. Ein alter Widersacher der Mission hatte sie bei ihm in Verdacht gebracht, sie seien Spione und Giftmischer, welche es auf sein Leben abgesehen hätten. Auch scheint der Dolmetscher Buis, obgleich er den Missionaren in erheuchelter Freundschaft entgegen kam, den König in seinem Mißtrauen bestärkt zu haben.

Als nach den ersten feierlichen Förmlichkeiten die Fremden etwas zutraulicher wurden, schien dieser Verdacht wenigstens bei Gaika zu schwinden. Am folgenden Tage hatten sie eine Art Verhör zu bestehen. Man fragte besonders, ob sie mit der englischen Regierung in Verbindung ständen, worauf van der Kemp seine Tages zuvor gegebene Erklärung getrost wiederholen konnte, daß er im Dienste Gottes stehe und nichts Anderes als das Glück des Volkes wolle. Gaika beschenkte sie am Abend mit einer fetten Kuh, seine Frauen brachten Fleisch und Milch herbei, und die königliche Familie ließ sich's im Zelte der Fremden wohl schmecken. Aber eine entscheidende Antwort wurde ihnen nicht zu Theil. Vierzehn Tage waren vergangen, und die Brüder wußten noch nicht, was der König, welcher inzwischen eine dritte Frau geheirathet hatte, über sie beschlossen habe. Sie ließen ihn daher auf's Neue durch Buis um Entscheidung bitten. Allein er antwortete kein Wort, wies den Dolmetscher von sich und zeigte ein höchst bedenkliches Wesen. Es wurde offen gesagt, der König halte die Fremden für Spione und Giftmischer, und es sei kein Wunder, wenn sie am folgenden Tage umgebracht seien. Edmonds verlor allen Muth, auch Buis wurde bedenklich, er traf Anstal-

ten, um mit den Seinigen aus den Händen des Königs zu fliehen. Nur van der Kemp blieb unerschütterlich, ruhig und getrost. „Was mich betrifft,“ schreibt er, „so weiß ich, daß ich schon beim Eintritt in dieses Land mir selbst das Todesurtheil gesprochen hatte, und daß ich bei solchem Entschlusse nicht auf mich oder Andere, sondern allein auf den Gott, der die Todten auferweckt, mein Vertrauen setzen durfte.“ In ihrer Noth lasen sie zu ihrer Stärkung den 34. Psalm. Am folgenden Tage faßte Buis den Muth, dem Könige in ernster Rede sein ungerechtes Betragen vorzuhalten. Er verwies ihm seine Kälte und seinen Trotz gegen die Missionare und nannte es eine Schande, daß er sie über 14 Tage auf Antwort habe warten lassen. Der König fühlte sich getroffen. Er bekannte, daß er gefehlt und sich nicht so benommen habe, wie's sich zieme. Er bat deshalb um Verzeihung. „Ich will,“ sagte er, „mich selbst nicht frei sprechen, obschon ich mich auf mein Hochzeitsfest, das mich in allen diesen Tagen in Zerstreuung gehalten hat, berufen könnte. Ich danke Gott, daß er diesen Männern in's Herz gegeben hat, in mein Land zu kommen. Handelt mit ihnen, wie ihr gesagt habt, und laßt den Jink' hanna (van der Kemp) das Feld nehmen, welches über der Keiskamma liegt, und bei euch wohnen. Es soll ihm frei stehen, in meinem Lande aus- und einzugehen, wohin er will. Niemals werde ich ihn absichtlich beleidigen, und wenn er irgend glauben sollte, daß ihm Unrecht von mir geschehe, denn ich bin von Fehlern und Mißgriffen nicht frei, so sollt ihr (Buis) Richter sein zwischen mir und Jink' hanna, und eurem Ausspruch will ich mich unterwerfen. Alles mein Volk, das hier gegenwärtig ist, soll Zeuge davon sein.“ Nichts konnte den Brüdern erwünschter, als

diese Erklärung sein. Der König schenkte ihnen ein Schaf, und am folgenden Tage schon finden wir sie auf dem Wege nach dem bezeichneten Platze. Die Reise war wieder mit vielen Beschwerden verbunden, welche ihre Geduld und ihren Muth auf harte Probe stellten. Kaum war der Gipfel des ersten Berges bestiegen, als ein Rad ihres Wagens zerbrach, und eben war dieser Schade mit vieler Mühe gut gemacht, als sie sich in einem Dornengebüsche so verwickelten, daß sie sich nur mit Wunden wieder herauswinden konnten. Einmal verliefen sich in der Nacht 5 Ochsen, die sie zum Ziehen des Wagens nöthig hatten, und man mußte sie mit großem Zeitverlust wieder aufsuchen. Van der Kemp blieb als Wächter bei dem Wagen zurück und er schreibt: „In dieser Einsamkeit und verlassen von allen Menschen erfuhr ich, welch ein treuer Freund und süßer Gefährte Jesus ist, und mich verlangte nach keiner andern Gesellschaft.“ Später erfuhren die Reisenden, daß der Herr sie unterwegs vor dem nahen Tode bewahrt hatte, indem er vier Meuchelmörder, welche sie unterwegs anfallen sollten, des rechten Weges verfehlen ließ. Am Abend des 20. Oktober 1799 erreichten sie ihrer Reise Ziel. Als sie Halt machten, wurden sie von dem grausigen Geheul der in den nahen Wäldern hausenden Wölfe empfangen.

Die Stelle ihrer Niederlassung war ein schönes Wiesenfeld, umgeben von einer hohen Gebirgskette mit üppigstem Baumwuchs. Am Fuße des Berges schlängelte sich ein schöner Fluß, Gouakouby, der das herrlichste Wasser bot. In der Nähe hatten sich eilf Kaffern-Dörfer angesiedelt, welche ihnen das erwünschte Feld für die Missionsthätigkeit eröffneten. Außer ihnen waren viele heidnische Hottentotten in der Umgegend, meist Sklaven, welche mit ihren Herr-

schaften in das Kaffernland geflohen waren. Van der Kemp war voller Freude. „Wir dankten dem Herrn, der uns endlich nach so vielen Beschwerden, Mühen und Gefahren einen Platz geschenkt hatte, wo wir einige Ruhe zu genießen und in Frieden an dem Heile der Kaffernseelen arbeiten zu können hoffen."

Das erste Werk, welches die Brüder an ihrem neuem Wohnorte unternahmen, war die Einrichtung eines Hausgottesdienstes, zu welchem auch Buis mit seinen Hausgenossen gezogen wurde. Dann machten sie sich daran, für das zu erbauende Haus Holz zu fällen und zur Bedeckung des Daches Gras und Binsen zu sammeln. Auf die ersten geschnittenen Binsen knieeten sie nieder und beteten, daß von diesem Dache aus sich das Evangelium weit und breit durch das Land verbreiten möge. Auch ein Garten wurde sofort angelegt und mit Kartoffeln und Rüben bepflanzt. Später begab sich van der Kemp nach der Seeküste, um dem empfindlichen Mangel an Salz durch Anlegung mehrerer Salzpfannen abzuhelfen. Als er nach Hause kam, hatte er sein Haupt und seine Füße an den Dornen und den Steinen sehr verwundet, denn er hatte weder Hut, noch Schuhe, noch Strümpfe. Neben diesen für den äußeren Unterhalt nöthigen Arbeiten wurde die eigentliche Missionsarbeit nicht versäumt. Allein die Missionare fanden in den Kaffern ein hartherziges, dem christlichen Unterricht abgeneigtes Volk, das lange auf irgend einen Erfolg warten lassen werde. Van der Kemp verhehlte sich das nicht. „Sollte ich gefragt werden," schreibt er, „welchen wahrscheinlichen Erfolg ich von meiner Unterweisung vermuthe, so muß ich gerade heraus gestehen, daß, wenn ich meine Aussicht auf die äußeren Umstände bauen wollte, ich wenig Gutes hoffen darf. Das

Volk scheint mir durchaus von allen gottesdienstlichen Ideen frei und entblößt zu sein und ist an einen vollkommenen Müßiggang gewohnt und demselben ergeben. Zudem bin ich ganz allein unter ihnen und habe keinen Menschen zur Hülfe. Allein diesen niederschlagenden Betrachtungen gegenüber steht Gottes wunderthätige Allmacht, ohne dessen Mitwirkung auch das Herz des gesittetsten Europäers oder des lernbegierigsten Namen-Christen nicht kann verändert werden. Er kann also das Unmögliche möglich machen. Aber ich habe noch außer dieser Möglichkeit eine ungemein große Hoffnung, daß er seine freie Gnade unter diesem Volke verherrlichen werde. Seine Hand ist so sichtbar über mich ausgestreckt, um mich zu bewahren und zu unterstützen, daß ich ihre Mitwirkung nicht in Zweifel ziehen kann. Betet für mich, daß mein Feind mich nicht fällen und die Heiden sagen können: „Wo ist nun sein Gott?" Viel empfänglicher als die Kaffern zeigten sich die in der Nähe wohnenden Hottentotten, obschon eine geraume Zeit verfloß, ehe einer von ihnen getauft werden konnte. Die Erfolglosigkeit der Arbeit führte Edmonds zur Ausführung seines längst gefaßten Entschlusses, das Land zu verlassen. Van der Kemp wollte sich dem Freunde nicht widersetzen, er für seinen Theil glaubte sich an das begonnene Werk gebunden und schlug deshalb eine vom Gouverneur Dundas ihm angetragene Pfarrstelle in der Kolonie aus. Am 29. Dezember sah er mit großem Schmerze seinen lieben Mitarbeiter scheiden. Sie gingen in den Wald, fielen auf die Kniee und der treue Alte befahl den jüngeren Bruder im Gebet der Gnade des Herrn. Dann gab er dem Scheidenden noch eine Strecke das Geleite. „Ich stieg auf einen Hügel," schreibt er, „und folgte dem Wagen mit meinen Augen nach

bis er hinter den Bergen sich verbarg, und kehrte jetzt meinem Gott vertrauend in meine Einsamkeit zurück." Man muß den heldenmüthigen Mann bewundern, wie er trotz aller Widerwärtigkeit getrost seine Arbeit weiter treibt. Morgens und Abends hält er regelmäßig seinen Hausgottesdienst, Vor- und Nachmittags Lese- und Schreibschule für einige Kinder in der holländischen und in der Kaffern-Sprache, Mittwochs und Samstags Katechisation, und am Sonntage eine mehr ausgearbeitete Predigt. „In meinem katechetischen Unterricht," erzählt er, „handele ich vornämlich über die Besonderheiten der Schöpfung; über das Prüfungsgesetz und den Ungehorsam unserer ersten Eltern, und von den Ursachen, warum alle ihre Nachkommen, wenn sie auch nicht sündigen, sowohl als Adam und Eva selbst sterben müssen; ferner von den Ursachen, warum Adam, wiewohl nach Gottes Ebenbilde geschaffen, dennoch ungehorsam wurde; von dreierlei Tod; welche Seelen es sind, die vom ewigen Tode befreit werden, nämlich die aus Verlangen nach Erlösung sich unbedingt dem Herrn Jesu übergeben; dies leitet mich auf die besonderen Umstände der Person und Geschichte unseres Heilandes, besonders warum der Sohn Gottes im Fleisch erschienen sei, und warum er, der doch vollkommen gehorsam war, dennoch sterben mußte. Von allem diesem wissen meine heidnischen Kinder mehr oder minder Bescheid zu geben, zur Beschämung derer, die sich Christen nennen." — Wie der treue Knecht des Herrn selbst seine Lage und Arbeit ansah, das hat er in einem Briefe vom 6. Mai 1800 offen und ohne Rückhalt ausgesprochen. Es heißt darin: „Was mich angeht, so scheint Alles um mich her so verworren und stockfinster, daß ich es nicht beschreiben kann, und der Herr zeigt mir auf eine

nachdrückliche Art, daß alle meine schönen Aussichten und Hoffnungen, womit ich mir zu einer gesegneten Arbeit unter dieser Nation geschmeichelt hatte, nur Schlösser in der Luft waren. Er zeigt mir, daß ich ohne ihn nicht das Geringste ausrichten kann; daß ich nicht nur keine Herzen verändern, sondern nicht einmal vor- noch rückwärts gehen, ja nichts thun noch reden kann, als wenn es sein Wille und seine Zeit sein wird, so daß ich mich unter diesen wilden Heiden ganz allein befinde, ohne etwas zu ihrer Bekehrung wirken zu können. Fragen Sie, wie es mir unter diesen Umständen sei und ob ich nicht muthlos werde, so antworte ich: Nein! Ich sehe zwar meine eigenen Entwürfe und Anstrengungen vereitelt, aber ich glaube, daß dies geschehen muß, damit ich durch schweren Kampf in der Demuth geübt lerne, meinem Könige Alles ganz allein zu überlassen. Es schlägt mich freilich einigermaßen nieder, daß meine Tage so wirkungslos vorübergehen; allein ich lerne auch hierin mich in des Herrn Weise und Willen schicken und hoffend auf ihn warten, bis es ihm gefallen möge, die Thür des Worts auf eine mir bis jetzt verborgene Weise aufzuthun. Er lehrt mich auf ihn vertrauen und mich selbst verleugnen, und ich verlasse mich darauf, daß, nachdem er meinen Glauben geprüft, mich demüthig und tüchtig genug gemacht haben wird, ich auch seine Herrlichkeit sehen werde. Ich nehme wahr, daß er in allem Kreuz und Widerwärtigkeit mein Haupt emporhält und mir bei jedesmaliger Noth so viel Muth und Gnade schenkt, als nöthig ist, mich vor Zweifelmuth zu bewahren, so daß ich oft über des Herrn Wege mit mir eine herzliche Freude und überschwängliche Hoffnung empfinde. Soll diese Nation noch während meines Lebens zu Gott bekehrt werden, so ist Jesus der Bräutigam

dieser Kafferschen Braut, aber der Freund des Bräutigams wird stehen und sich hoch freuen über des Bräutigams Stimme: aber dazu muß er noch wachsen, ich aber abnehmen, ja zu nichts werden."

Die Unruhen, welche die Gegend von van der Kemp's Aufenthaltsorte unsicher machten, veranlaßten Gaika, ihm einen anderen Wohnort, eine Tagereise südwestlich am Debeflusse gelegen, anzuweisen. Ob der König dazu durch die Sorge um das Leben des Missionars, oder aus anderen Gründen bewogen war, ist zweifelhaft. „Fahr nun wohl," dachte van der Kemp, als er seine Wohnung verließ, „fahr wohl, mein liebes Häuschen, in welchem ich so viel Gutes erwartete! Ich werde dich wohl nicht wiedersehen!" Am 30. April schlug er sein Zelt am Debe auf, und nicht lange nachher erhielt er einen Besuch vom Könige. Er war von 50 bewaffneten Kaffern begleitet, und der Missionar ahnte, daß er nichts Gutes im Schilde führe. In der That war der alte Verdacht auf Verrath und Mordanschläge wieder in ihm rege geworden, und willig hatte er den Einflüsterungen, van der Kemp und die übrigen Kolonisten ständen im Begriff, in die Kolonie zurückzukehren, Gehör geschenkt. Als er sich von der Unwahrheit solcher Rede überzeugt hatte, ließ er seine bewaffnete Begleitung abziehen. Es war indessen wohl zu merken, daß seine bösen Absichten durch die mahnende Stimme seines Gewissens unausgeführt geblieben waren. „Wer weiß," schreibt van der Kemp, „ob er mir doch am Ende nicht noch das Leben genommen haben würde, wenn er nicht die Zuneigung seiner Begleiter zu mir bemerkt hätte. Denn als die Kaffern in mein Zelt kamen, so grüßten sie mich nach ihrer Gewohnheit mit dem Ausrufe: Jink' hanna! Gobaessi! Taboka! Kelese! welches

vier von meinen gewöhnlichen Namen unter diesem Volke sind, die sie also auf einander häufen, wenn sie ihr besonderes Vergnügen und Liebe wollen zu erkennen geben.“ Er hielt es jedoch für die Folgezeit rathsam, die Gesellschaft der Kolonisten zu meiden, um dem Verdachte des Königs keine Nahrung zu geben, und sich besonders mit den Hottentotten zu beschäftigen.

Schon nach Verlauf weniger Wochen nöthigte ihn Gaika, sich in seiner Nähe, am Keiskammaflusse niederzulassen. Unter den Kaffern blieb auch hier seine Arbeit ohne Erfolg; es fanden sich nur 18 Personen bei ihm zum Unterrichte ein, nämlich fünf Hottentottenweiber, zwei Knaben und ein Mädchen, ein Kaffernmädchen, ein Christenknabe nebst acht Kindern aus verschiedenen Nationen. Eine besondere Freude erlebte er an einer Hottentottenfrau, später Sarah genannt, an welcher eine aufrichtige Bekümmerniß um ihrer Seelen Seligkeit wahrzunehmen war. Er fragte sie einmal, wann diese Sorge zuerst in ihr erwacht sei, und sie antwortete: „In eurer ersten Unterredung, als wir noch in Guakouby waren.“ Van der Kemp war über dieses Bekenntniß voll Erstaunens und Dankes gegen seinen Gott. „Jetzt begriff ich,“ schreibt er, „wie sehr ich Unrecht hatte, da ich mich über die Nichterhörung meines Gebetes bei dem Herrn beklagte; auch würde mir klar, daß er diesen Blick seiner Liebe weislich vor mir verborgen hatte, damit mein verkehrtes Herz nicht stolz würde, weil er mich in die Demuth führen wollte. Mit welchen wonnevollen Empfindungen mein Herz überströmt wurde, als ich diese erste Stimme der Turteltaube in diesem Lande hörete, und daraus den Schluß zog, daß der Winter vergangen sei, Hohelied Sal. 2, 11. 12., kann ich nicht ausdrücken.“ Noch zwei

andere zu Sarah's Familie gehörende Frauen baten um christlichen Unterricht. Van der Kemp hatte jetzt die lange entbehrte Freude, mit Jemanden über Gott und seine Erlösung sprechen zu können. Der heilige Geist arbeitete sichtbar an den Herzen der Heidinnen. Sie beteten anhaltend um Erleuchtung von oben und benutzten mit vielem Eifer und Fleiße den christlichen Unterricht. Sarah bekannte einmal, daß, seitdem das Evangelium auf sie einen Eindruck gemacht habe, sie einen ungewöhnlichen Frieden fühle, und während sie früher um der geringsten Ursache willen in Zorn und Aufregung gerathen sei, könne sie jetzt Alles mit sanftmüthigem Sinne ertragen, so daß sie sich selbst darüber wundern müsse. Als sie später an der Seeküste sich niederzulassen begehrte, so wollte sie van der Kemp ohne die heilige Taufe nicht ziehen lassen. Er nahm ihr das Bekenntniß der vornehmsten christlichen Wahrheiten ab und am 14. Oktober 1800 fand die Tauffeier im Keiskammaflusse statt. Mit der Mutter wurden auch zwei Töchter, Hannah und Sarah, in die christliche Kirche aufgenommen. Da der Täufling etwas lesen gelernt hatte, so wurde sie bei ihrem Abschiede mit einer holländischen Bibel beschenkt. Zwei andere Hottentottenfrauen, Maria und Lena, zeigten bei der Tauffeier eine große Heilsbegierde. Sie waren vorher wegen der beabsichtigten Taufe Sarah's eifersüchtig geworden, schalten diese eine Heuchlerin und beklagten sich, daß sie ihr nachgesetzt seien. Van der Kemp aber erklärte ihnen, daß er Niemand ohne den rechten Glauben taufen könne. Als sie am folgenden Tage zur Schule kamen, redete er mit ihnen ernstlich über die Bosheit ihres Herzens, sie waren davon so ergriffen, daß sie unter einem Strom von Thränen ihr Unrecht bekannten

und in eine tiefe Bekümmerniß um ihre Seligkeit geriethen. Seitdem zeigten sie in ihrem Wesen eine auffallende Veränderung und hörten mit großer Willigkeit das Wort.

Die Freude an dem Segen der Arbeit unter den Hottentotten war dem Missionar ein trostreicher Ersatz für den Kummer, welchen ihm die Abneigung der Kaffern gegen allen Unterricht bereitete. Sie begegneten ihm zwar mit Liebe und Achtung, wohnten auch wohl den Gottesdiensten bei, in denen sie das Evangelium hörten, aber eine lebendige Theilnahme zeigten sie nicht. Am meisten geneigt war König Gaika. Während eines Besuches wohnte er meist dem Unterrichte in der Schule bei. Es gefiel ihm, daß die Kinder lesen lernten und er bat, man möge ihn auch darin unterrichten. Er kam mit den Kindern zweimal zur Schule und brachte es in drei Lektionen so weit, daß er alle Buchstaben des Kaffer'schen Alphabeths kannte. „Er würde," schreibt sein Lehrer, „wahrlich große Fortschritte gemacht haben, wenn ihn seine Mutter nicht unvermuthet nach Hause gerufen hätte." Später nahm er einige Male an den Abendgebeten Theil und erklärte, er werde beinahe ein Christ werden. Allein es ging ihm wie jenem Könige, von welchem Apostelgeschichte 26, 28 erzählt wird. Wir müssen hier einer Begebenheit erwähnen, die den König wohl zu ernsteren Fragen hätte veranlassen können, einer Begebenheit, in welcher der Herr seinem Knechte den großen Trost in's Herz legte, daß er ein Gott ist, welcher die Gebete seiner Kinder erhört.*) Die Jahreszeit war ungewöhnlich heiß und trocken. Menschen und Vieh verschmachteten, das Laub der Pflanzen verdorrte. Das ganze Land seufzte unter schwerer Noth. Gaika und seine Leute be-

*) Vergl. Missionary Transactions I. p. 426.

stürmten van der Kemp oft mit Bitten, er möge dem Lande Regen verschaffen. Als er am 30. Oktober 1800 durch die Gegend zwischen der Keiskamma und Guakoubty ging, begegneten ihm die Gesandten des Königs mit einem Geschenke von zwei Kühen und zwei Kälbern, und begehrten von ihm, daß er ihnen Regen machen solle, weil die Zauberer ihnen keinen verschaffen könnten. Van der Kemp wiederholte ihnen die schon oft gegebene Erklärung, daß er keinen Regen machen oder geben könne, doch versprach er, daß er darum zu dem allmächtigen Herrn des Himmels beten wolle. Die dargebotenen Geschenke schlug er aus. Auf einsamen Spaziergange brachte er die gegebene Antwort vor den Herrn; er war von der Zuversicht erfüllt, daß Gott gewiß Regen gebe, wenn er im Namen Jesu Christi recht darum bete. Er hatte den lebhaftesten Wunsch, daß sich der Herr vor den Heiden verherrlichen möchte. Als er wieder zu den Kaffern zurückkehrte, sprach er: „Jesus Christus intakha tiko inkoessi zal izolou dia khou theta au le lo khou in kavinvoula, mina, kosslive, d. h.: Jesus Christus, der Sohn Gottes, ist König des Himmels. Zu ihm habe ich gesagt, daß er nur allein Regen geben könne: ich kann keinen geben." Die folgende Nacht hielt er in brünstigem Gebete an, und siehe, am nächsten Morgen thaten sich die Fenster des Himmels auf und strömten drei Tage lang so große Wassermassen aus, daß Gaika wegen der Ueberschwemmung seine Wohnung räumen mußte. Der Regen war mit furchtbarem Donner und Blitz verbunden, wodurch der König in so großen Schrecken gerieth, daß er van der Kemp bitten ließ, er möge Gott sagen, daß er in Zukunft solche schreckliche Donnerschläge nicht hören möchte. „Dieses Alles," schreibt der Missionar, „wurde im ganzen

Lande bekannt, und machte einen größeren Eindruck auf die Kaffern als auf unsere Leute, (die christlichen Colonisten), welche darin nur eine gewöhnliche, zufällige Naturbegebenheit sehen wollten. Einige wollten mit der Leichtgläubigkeit der Kaffern ihren Scherz treiben und fragten sie, wer den Regen gemacht oder gegeben hätte. Sie setzten voraus, daß sie mir solches zuschreiben würden. Aber sie betrogen sich in ihrer Erwartung, denn einer unter den Kaffern sagte: „Jink'hanna hat zum Könige des Himmels gesprochen, und der ist es, der uns den Regen gegeben hat.“ Was für einen Eindruck dieses Alles in der Zukunft auf dieses Volk machen wird, weiß ich nicht; denn sie sind in Ansehung ihrer Zauberer noch immer so abergläubisch, als sie von jeher waren.“ Aber die Heiden vergaßen, sobald die Noth vorüber war, die Hülfe; auch der König blieb, wie er war. Zwar ließ er kurze Zeit hernach dem Missionar sagen, „daß er wie ein Wolf, und nicht wie ein Mensch krank liege, und daß van der Kemp für ihn beten möchte,“ allein in derselben Zeit zeigte er sein altes heidnisches Herz, indem er befahl, daß die Frau, welche von den Zauberern als die Ursache seiner Krankheit angegeben war, mit glühenden Steinen sollte zu Tode gemartert werden. In dieser Zeit erfuhr van der Kemp wieder eine wunderbare Lebensrettung. „Satan brüllte wie ein Löwe,“ und man verschwor sich wider sein Leben. Schon waren die Mörder in seiner Nähe, seine Freunde zitterten für sein Leben, „aber ich durfte erfahren, daß Gott mich mächtig tröstete. Ich blickte auf Jesum, als den König der Völker, ohne dessen Willen mich kein Mensch berühren darf; ich durfte in seiner Gnade ruhen, und schlief diese Nacht in den Armen seiner Liebe in großem Frieden.“

Die in das Kaffernland geflüchteten Kolonisten hatten Grund genug, für ihre Sicherheit zu fürchten, und hielten es deshalb für rathsam, in die Kolonie zurückzukehren. Ihnen mußten die Hottentotten folgen, welche in ihrem Dienste standen und unter denen van der Kemp mit Segen gewirkt hatte. Der Abschied von ihnen betrübte ihn um so mehr, als sie dringend ihn baten, mit ihnen zu ziehen. Die Entscheidung war für ihn sehr schwer; er wußte nicht, was er thun sollte. „Wenn ich," sagt er, „mit ihnen Gesellschaft machen wollte, so mußte ich auf die Mission im Kafferlande verzichten, und die Einwohner würden mich, wenn ich zu den fliehenden Kolonisten gehörte, als ihren Feind ansehen. Wollte ich aber hier bleiben, so würde ich von allen den Heiden verlassen worden sein, die zu den Familien der Wegziehenden gehörten und in denen der Herr sein Gnadenwerk angefangen hatte: und diese baten mich so angelegentlich, daß ich sie doch in ihrem bedrängten Zustande nicht verlassen möchte!" — Es war seine höchste Sorge, in dieser für sein ganzes Leben entscheidenden Angelegenheit nicht seinem eigenen Willen zu folgen, darum wandte er sich oft im Gebet an Gott mit der Frage: „Herr, was willst du, das ich thun soll?" Vertrauensvoll erwartete er einen Wink seines Heilandes, einiges Licht empfing er aus der Betrachtung von Jes. 48, 10, 12 und 17. Unter vieler Unruhe war der 28. Dezember 1800 herbeigekommen. An dem Tage kamen zwei von dem Regierungs-Commissär Maynier in Graaf-Reinet entsandte Boten mit Briefen bei ihm an. Sie brachten die Nachricht von der Ankunft zweier Mitarbeiter, des Namens Read und van der Lingen, welche die Londoner Gesellschaft ihm zur Hülfe entsandt hatte; aber auch zugleich die Mittheilung, daß bei der gegenwärtigen Lage der Dinge

der Gouverneur die Erlaubniß zu ihrer Weiterreise versagt habe. Diese Kunde, verbunden mit der Rücksicht auf seine Hottentotten, welche als „zarte Pflanzen noch immer sorgfältiger Wartung und weiterer Bearbeitung bedurften," brachte in ihm den Entschluß zur Reife, mit seinem Häuflein das Kaffernland zu verlassen. Schon am Abend des 31. Dez. passirte man den letzten Kaffernkraal, und am 1. Januar 1801 wurde das Gebirge überschritten, welches als die Grenze zwischen den Kaffern und Buschmännern, durch deren Gebiet man den Weg nehmen wollte, betrachtet wurde.*)

Sechszehn Monate hatte sich van der Kemp im Kaffernlande aufgehalten, und welches war der Erfolg? Wir hörten, nicht eine Kaffernseele war für das Reich Gottes gewonnen, aber van der Kemp's Ueberzeugung, daß er trotzdem nach dem göttlichen Willen gehandelt habe, schwand nicht aus seiner Seele. „Ich war," sagt er, „in meinem Herzen überzeugt, daß mich der Herr in das Kaffernland gesandt hatte: warum denn der wenige Erfolg? könnte man einwerfen. Allein hätte ich nicht vielleicht allein um der Sarah willen dahin ziehen müssen? Zu Eliä Zeiten waren viele Wittwen in Israel, aber nur zu einer ward er gesandt." Doch auch für die Kaffermission ist sein Aufenthalt nicht ohne Frucht geblieben. Er hat die Bahn gebrochen,

*) In aller Unruhe hatte van der Kemp während seines Aufenthaltes im Kaffernlande noch Zeit zu schriftlicher Beschäftigung gefunden. Er arbeitete eine kurze Grammatik der Kaffernsprache und ein Wörterbuch mit vielem Fleiße aus, außerdem gab er in einer Schrift über Land und Volk die ersten genauen Nachrichten, nachdem die Darstellungen des Franzosen Le Vaillant viel Fabelhaftes über die Kaffern verbreitet hatten. Sie ist in den Missionary Transactions Vol. 1. p. 432—468 abgedruckt.

auf welcher nachfolgende Arbeiter in das Land dringen sollten, und seiner Thränensaat haben sie die Freudenernte zu danken. Die Heiden sahen in ihm zum ersten Male einen weißen Mann, welcher, durchglüht von der Liebe Jesu Christi, nichts anderes als ihr Glück und Gottes Ehre suchte und gern allen Mühen und Nöthen sich unterzog, um seinen Zweck zu erreichen. Sein Name ist in das Gedächtniß des Kaffernvolkes gezeichnet bis auf den heutigen Tag; als er es verlassen hatte, da erkannte es erst, welch einen Schatz es verloren habe. Der Segen der Missionsarbeit darf nicht immer nach der Zahl der bekehrten Heiden bemessen werden. Wie das Samenkorn in der Erde, ungesehen von menschlichen Augen, seine Keime entwickelt, so legt sich das Wort Gottes oft in das Herz auf eine uns verborgene Weise, aber es geht auf zu seiner Zeit und bringt Frucht für das ewige Leben. Die Folgezeit hat van der Kemp's scheinbar erfolglose Arbeit als eine nothwendige und gesegnete beglaubigt, während das göttliche Gericht denen nicht ausgeblieben ist, welche es für ihren Beruf gehalten haben, sie zu schwächen und zu vernichten. Ergreifend ist die Erzählung, welche nach dreißig Jahren der Kaffermissionar Kay mittheilt. „Die Missionsstellen im Kafferlande sind im eigentlichen Sinne des Wortes Schafhürden ähnlich, welche nicht weniger von bösen Geistern als von wilden Raubthieren umlagert sind; und alle, die sich darin sammeln, sind arme Schäflein, welche in der Wildniß aufgesucht sind. In den letzten Tagen haben sich mehrere an unsere kleine Heerde angeschlossen, unter denen sich auch eine alte Hottentottin befindet, welche schon vor 30 Jahren von dem seligen van der Kemp getauft worden ist. Während der kurzen Zeit, in der sich dieser fromme Missionar unter den Kafferstämmen aufhielt, hat

er sie und noch ein paar Andere in den Heilswahrheiten des Christenthums und den ersten Anfängen des Lesens unterrichtet. Ihr späterer Fleiß brachte sie am Ende so weit, daß sie die holländische Bibel lesen lernte, die ihr van der Kemp geschenkt hatte, und die sie heute noch als den köstlichsten Schatz ihres Lebens hochhält. Obgleich sie innerhalb dieser langen Zeit nie Gelegenheit gefunden hatte, sich mit Andern christlich zu erbauen, so blieb doch immer noch ein Gefühl für die Religion und eine große Liebe zu ihrer Bibel in ihrer Seele zurück. Kaum hatte sie vernommen, daß die Station Butterworth von uns aufgerichtet war, so that sie Alles, was sie konnte, ihren heidnischen Mann, Lochenberg, zu bewegen, um mit ihr dorthin zu ziehen, damit sie noch einmal das Evangelium hören und ihre Kinder im Christenthum unterrichten lassen möge. Allein dieser war hierzu nicht zu bewegen, weil er wohl wußte, daß seine finsteren Werke das Licht nicht ertragen konnten. Aber bald wurde das Maaß seiner Sünden voll, und die Hand der Rache ergriff ihn, so daß an ihm wörtlich wahr geworden ist, was die Schrift sagt: bedenket dies, ihr, die ihr Gottes vergesset, daß ihr nicht in Stücke zerrissen werdet, und kein Erretter da sei. — Die Geschichte dieses Lochenberg ist merkwürdig. Er hatte sich früher an den Grenzen der Kolonie als Landbauer angesiedelt, mußte aber zu der Zeit, als van der Kemp seine ersten Missionsversuche im Kaffernlande machte, mit ein paar andern seiner Sündengenossen aus dem Lande fliehen. Da er große Hochachtung für den frommen Missionar heuchelte, so sammelten sich diese Flüchtlinge um ihn her und ließen sich an seiner Arbeitsstätte nieder; aber bald trat ihre wahre Denkungsart an's Licht hervor, und sie suchten ihn nicht nur auf jede Weise zu

kränken, sondern ihn auch unter den Kaffern als einen Mann verdächtig zu machen, der mit lauter schlechten Dingen umgehe. Oft fand er seine Kiste in seiner Hütte aufgebrochen, und seine kleine Habe bis auf den letzten Heller gestohlen, wenn er ausgegangen war, um den Kaffern das Evangelium zu predigen; auch brachten sie es am Ende durch die Werke ihrer Bosheit dahin, daß trotz aller Beharrlichkeit dieser treue Diener Christi doch seine Arbeit unter den Kaffern aufgeben und nackt und bloß unter Todesgefahren aller Art aus dem Lande ziehen mußte. Merkwürdig ist, wie mir sein frommes Weib erzählte, daß kein einziger dieser Bösewichter eines natürlichen Todes starb. Einer derselben, Faber, ward später als Rebelle in der Kolonie gehängt; ein Anderer, Buis, trieb sich lange mordend und raubend unter den Stämmen der Schwarzen umher, bis er selbst ermordet wurde; Bota fand unter den Kaffern den Tod. Die Hütte, in welcher Bezuidenhoud einmal bei Nacht schlief, ward von den Eingeborenen angezündet, und er in derselben verbrannt. Auf gleiche Weise fand ein Irländer mit seinen beiden Kindern den Tod, und Lochenberg wurde im Jahre 1829 wörtlich in Stücke zerhauen."*)

*) Vergl. auch R. Moffat, Missionary labours and scenes in S. Africa. Lond. 1842. p. 31.

Fünftes Kapitel.

Van der Kemp's Arbeiten zu Graaf-Reinet und Botas-Platz an der Algoabai.

Schaffet Recht dem Armen und dem Waisen, und helfet dem Elenden und Dürftigen zum Recht. Psalm 82, 3.

Es war ein ansehnlicher Reisezug, mit welchem van der Kemp das Kaffernland verlassen hatte. Er bestand aus 59 Personen, nämlich aus vier Kolonisten, zwei holländischen Frauen mit zwei Kindern, dreizehn Bastard-Hottentottenkindern, zwei Kaffern, Mann und Frau, vier Hottentotten mit sechs zu denselben gehörenden Frauenspersonen, sammt fünfzehn Kindern, zwei kafferschen Mägden, einem deutschen und fünf englischen Ueberläufern, einem Knaben und einem Sklaven aus der Tambukki-Nation. Die Reisenden führten außer einer Anzahl Ziegen und Schafe dreihundert Stück Hornvieh und fünfundzwanzig Pferde mit sich. Sie nahmen, wie wir hörten, ihren Weg durch das Gebiet der Buschmänner, und gleich in den ersten Tagen erfuhren sie, welchen Gefahren sie sich ausgesetzt hatten. In der Nacht des 6. Jan., als sie sich in ihren Schlafstellen zur Ruhe begeben hatten, wurden sie von einer Anzahl Eingeborener überfallen, die sie nur durch ihre Feuerwaffen vertreiben konnten. Widerwärtigkeiten aller Art mußten bestanden werden. Einmal war van der Kemp in Gefahr, in einem Fluß zu ertrinken, und nur mit genauer Noth konnte er gerettet werden. Als sich einige von seinen Leuten aus dem Lager gewagt hatten, wurden sie auf die

grausamste Weise von den Buschmännern ermordet. Unter beständiger Angst und Sorge mußten sie die Nächte zubringen. Aus Furcht, von lauernden Feinden entdeckt zu werden, durfte des Nachts kein Feuer angezündet werden, sie kamen aber dadurch in Gefahr, eine Beute der Löwen zu werden, welche ihr Lager umkreisten. „Unser Aufenthalt im Lande war recht angstvoll für uns,“ sagt van der Kemp. Doch verlor er unter allen Mühseligkeiten den Muth nicht, er hatte einen starken Herrn, der ihm Sonne und Schild war in schwerer Zeit. Da oft auf mehrere Tage Halt gemacht werden mußte, so benutzte er die ihm dadurch gebotene Gelegenheit, seine Hottentotten zu unterrichten. Er hatte die Freude, fünf von ihnen auf einer der höchsten Bergspitzen Südafrika's in der sogenannten Hasenquelle taufen zu können. Auch an einem der englischen Ueberläufer zeigte das Wort Gottes seine Kraft, unter Thränen bekannte er seine Sünden und begehrte ernstlich Vergebung in der Gnade Jesu Christi. Dagegen blieben die oft nöthigen Zeugnisse des Missionars gegen die Grausamkeiten, welche sich die Kolonisten erlaubten, erfolglos.

Am 14. Mai 1801 traf van der Kemp in Graaf-Reinet ein. Er fand Read und van der Lingen in voller Thätigkeit, den ersteren besonders unter der englischen Garnison, den andern unter den Hottentotten. Seine Freude, im Bunde mit den langersehnten Brüdern das Werk des Herrn treiben zu können, war unaussprechlich.

Van der Kemp hatte die Hoffnung, seine Arbeit im Kafferlande fortzusetzen, nicht aufgegeben. Darum schlug er die ihm in Graaf-Reinet sofort angebotene Pfarrstelle an der dortigen Gemeinde aus. Er wollte ein Heidenmissionar sein und bleiben. Read war entschlossen, mit ihm bei der

ersten günstigen Gelegenheit auf das verlassene Arbeitsfeld zu ziehen, während van der Lingen die begonnene Thätigkeit nicht aufzugeben gedachte. Allein des Menschen Wege stehen unter Gottes Leitung, er weist seinen Knechten ihre Stelle an, die sie nach seinem Willen auszufüllen haben.

In Graaf-Reinet und der Umgegend wohnte inmitten einer zahlreichen christlichen Bevölkerung eine Menge Heiden, meistens Hottentotten, doch auch aus andern Nationen. Sie dienten als Sklaven auf den Höfen der Kolonisten, und ihr Loos war ein überaus beklagenswerthes. Wir haben dasselbe früher beschrieben und dürfen hier auf diese Darstellung verweisen.*) Diesem zertretenen Volke gehört van der Kemp von nun an an, er betrachtet es als die Aufgabe seines Lebens, nicht nur der Advokat der Bedrängten bei den weltlichen Behörden zu sein und mit allen Kräften eine Erleichterung ihrer äußeren Lage herbeizuführen, sondern auch ihm die Freiheit zu verkündigen, welche der Sohn Gottes den Seinigen gibt. Er trat in diese Arbeit nicht nach eigenem Willen ein, sondern erkannte einerseits in der erfolglosen Thätigkeit im Kaffernlande, andererseits in der Freundlichkeit des Regierungs-Commissärs Maynier, welcher ihm seine Unterstützung anbot, einen Wink des Herrn, dem er zu folgen habe. Nie hat er seinen Entschluß zu bereuen gebraucht. Mit frischem Muthe griff er das Werk an. Maynier hatte ihm bereitwilligst die Kirche in Graaf-Reinet zur Verfügung gestellt, und gleich den ersten Abend fanden sich auf den Ruf der Glocken an 200 Hottentotten ein, welche begierig das Wort Gottes aufnahmen. Jeden Abend von 6 bis 8 Uhr wurden diese kirchlichen Zusam-

---

*) Vergl. Evang. Missionsgesch. IV. 1. 2. S. 16 ff.

menkünfte gehalten, dabei aber auch in einer sofort gegründeten Schule Unterricht im Lesen und Schreiben ertheilt. Erwachsene wie Kinder fanden sich dazu zahlreich ein. Van der Kemp sah mit hoffnungreichsten Blicken in die Zukunft. Doch auch hier sollte er sich als einen guten Streiter bewähren. Die Bauern sahen den Unterricht der Hottentotten mit Ingrimm, und nicht blos die Missionare, sondern auch die brittische Regierung, welche die Mission begünstigte, wurden ihnen in den Tod zuwider. Sie waren entschlossen, Alles daran zu setzen, um das begonnene Werk zu vernichten. Ihrer dreihundert rotten sich zusammen und ziehen bewaffnet zu Pferde nach Graaf-Reinet. Ihre Drohung, die Stadt in Asche legen zu wollen, verbreitet eine solche Angst, daß viele Bewohner ihr Heil in der Flucht suchen. Maynier hofft noch eine gütliche Beilegung des Aufruhrs. Er läßt durch einen Abgeordneten nach ihren Beschwerden fragen. „Sie klagten darüber, daß die Regierung die Kaffern und Hottentotten schützte und sie aufwiegelte, die Kolonisten zu bestehlen und umzubringen. Ferner, daß sie von uns im Lesen, Schreiben und der christlichen Religion unterrichtet würden, und dadurch in Zukunft den Christen in Allem sollten gleich gehalten werden. Sonderlich beklagten sie sich darüber, daß die Hottentotten, gleich den Christen, zu Graaf-Reinet in die Kirche gelassen würden, und daß wir alle Abende mit ihnen Gottesdienst darin hielten. Sie kämen deshalb mit gewaffneter Hand, um den Kommissarius zu zwingen, daß er solches Alles nicht länger gestatten solle.“ Maynier hatte dem empörten Haufen nur eine kleine Truppenmacht entgegenzustellen: 20 leichte Dragoner, an deren Spitze ein wackerer Offizier, Lyndon, stand, 80 bewaffnete Hottentotten und 19 Frei-

willige; dazu vier kleine Kanonen; doch nahm er eine entschlossene Stellung ein. Nun sandten die Aufrührer einen Abgeordneten, welcher die früheren Beschwerden erneuerte und verlangte, daß, da die Kirche durch die Hottentotten entweiht sei, die Sitze abgewaschen, der Fußboden aufgebrochen, die Kanzel zum Zeichen der Trauer mit einem schwarzen Tuche behangen und eine steinerne Mauer um den Kirchhof gezogen werde. Ehe auf diese Klage eine Antwort ertheilt wurde, erklärten die Missionare, daß um ihretwillen kein Blut vergossen werden solle; sie versicherten, daß sie die Kirche mit ihren Hottentotten nicht wieder betreten, sondern ihre Versammlungen an einem anderen Orte halten würden; sie stellten es jedem der Kolonisten frei, den Zusammenkünften beizuwohnen, damit sie sich überzeugen möchten, daß nichts Unrechtes in ihnen geschehe. Van der Kemp aber fügte hinzu, daß er nie wieder in einer Kirche predigen würde, welche seinen Hottentotten verschlossen sei. Der Regierungs-Kommissär theilte den Aufrührern diesen Entschluß der Missionare mit und versprach, die Kirche den Heiden zu verschließen. Allein die Ruhe wurde nicht hergestellt. Die Bauern bezeugten laut ihre Unzufriedenheit und machten Anstalten, sich jetzt selbst Genugthuung zu verschaffen. Es blieb nichts Anderes übrig, als durch Gewalt der Waffen den Aufruhr zu bändigen. Weil die Einwohner der Stadt sich nicht zum Kampfe mit ihren Landsleuten entschließen konnten, rückte Lyndon mit der kleinen Hottentottenschaar den Feinden entgegen; die Missionare folgten, jedoch unbewaffnet, nach. Die Bauern wurden betroffen und baten um drei Tage Bedenkzeit. Lyndon verweigerte sie jedoch und rüstete sich zum sofortigen Angriff. Jetzt zogen die Aufrührer sich zurück, jedoch

nur, um am folgenden Tage dieselbe drohende Haltung anzunehmen. Maynier hielt es für gut, daß van der Kemp mit dem Feinde, mit dessen einem Anführer er bekannt war, unterhandle, er hoffte, daß auf diesem Wege vielleicht die Ruhe wieder hergestellt werden könne. Der Bote des Friedens weigerte sich nicht des gefährlichen Weges, muthig und entschlossen trat er unter die zornentbrannte Rotte. Sie empfing ihn mit Achtung. Der Anführer erklärte ihm, „daß sie sich nicht zusammengerottet hätten, um Gewaltthätigkeiten auszuüben, sondern sich zu berathschlagen, was bei der gegenwärtigen Lage der Dinge zu thun sei. Sie wollten zufrieden sein mit dem, was ihnen der Kommissar versprochen habe, welches sie demselben auch persönlich anzeigen wollten, wenn sie die Versicherung erhielten, daß ihnen ihre gethanen Schritte vergeben würden." Van der Kemp gab diese Versicherung auf die feierlichste Art; dann zog er in Begleitung eines Bauern nach Graaf-Reinet zurück. Nachdem er sich mit der weltlichen Behörde verständigt hatte, begab er sich zum zweiten Male in das Lager der Empörer, um ihre Anführer zu persönlicher Berathung abzuholen. Dazu aber wollte man sich nicht verstehen, aus Furcht, daß Maynier sie hinrichten lassen werde. Van der Kemp erbot sich, er wolle als Geißel zurückbleiben. Auch das wurde abgelehnt. Sie sagten: „Wenngleich auch unser Anführer ermordet würde, so könnten wir doch euch nicht ermorden." Nach vielem Hin- und Herreden brachte er es endlich dahin, daß zwei der ersten, und vier der unteren Anführer sich zur Mitreise bereitwillig fanden. Die Sache wurde schnell beigelegt, und Land und Volk hatte Ruhe.

Die Missionare setzten während der Unruhen ihre fried-

lichen Arbeiten, freilich unter mannigfachen Störungen, fort. Van der Kemp führt uns dieselben vor, wenn er in seinem Tagebuche schreibt: „Wir haben das Missionswerk nach der Leitung der göttlichen Vorsehung ganz gegen unsern anfänglichen Plan unter diesem Volke angefangen, und schon manchen Segen davon erfahren. Einer unserer Hottentotten macht uns vorzüglich Freude. Sein Betragen und seine Aeußerungen beweisen es, daß der Geist der Gnade kräftig in ihm wirkt; auch haben wir noch viele Andere, die uns die beste Hoffnung geben. In der von uns errichteten Schule werden zweimal täglich vierzig ihrer Kinder von Bruder Read und mir im Lesen und Schreiben unterrichtet. Auch geben wir sowohl diesen Kindern, als den Erwachsenen alle Abend mit Ausnahme des Sonntags Unterricht in den Grundwahrheiten des Christenthums. Am Sonntage lassen wir nur diejenigen zusammenkommen, von welchen wir Hoffnung haben, daß die Gnade ihr Werk in ihren Herzen angefangen hat, und geben ihnen besonderen Unterricht. Die Zahl der Heiden, die in unserm Unterricht stehen, beläuft sich über zweihundert, wovon aber nur zwei und dreißig ihre Namen als Katechisanten angegeben und sich erklärt haben, daß sie den Weg des Lebens, wovon sie belehrt werden, auch wandeln und sich unserer Kirchenzucht unterwerfen wollen.“

Etwa einen Monat nach Herstellung des Friedens, am 10. August 1801, trafen zwei Kaffern-Häuptlinge in Graaf-Reinet ein. Sie waren von König Gaika gesandt, der ein großes Verlangen bezeugte, „Jink'hanna“ zu sehen, und dem Regierungs-Kommissar Maynier den Wunsch aussprechen ließ, mit ihm eine friedliche Verbindung anzuknüpfen. Er bat, van der Kemp möge zu ihm kommen und

ihn nach Graaf=Reinet abholen, und fügte hinzu, daß Missionar Read und Maynier's Sohn, sowie eine Anzahl bewaffneter Hottentotten, die Reise mitmachen möchten. Am 12. August fuhren die Ochsenwagen der Brüder dem Kaffernlande zu, und am Abend des 19. kamen sie bei Gaika an. „Er nebst seinen Oheimen," berichtet van der Kemp, „und andern vornehmen Kaffern empfingen uns sehr freundlich. Gaika bezeigte sich ungemein vergnügt, mich noch einmal in Gesundheit zu sehen. Ich stellte ihm meinen B. Read vor, den er mit Handschlag bewillkommnete. Wir drangen nun in ihn, sein Versprechen zu erfüllen und mit uns zu reisen. Allein er entschuldigte sich und sagte, daß die Lage der Dinge nicht so beschaffen wäre, um mit uns reisen zu können; und obschon wir ihm alle mögliche Sicherheit versprachen und ihm sagten, daß er von englischen Dragonern an der Grenze abgeholt und auch wieder dahin zurückgebracht werden sollte, so war er doch nicht dazu zu bringen. Zu uns aber sagte er, daß er sich ungemein freuen würde, wenn wir uns entschlössen, bei ihm in seinem Lande zu bleiben. Als ich ihn darauf fragte, ob er uns auch erlauben würde, seine Leute zu belehren, so antwortete er, daß er nicht allein gerne sehe, daß alle seine Leute belehrt würden, sondern daß er auch selbst gern belehrt sein möchte. Ich beschwerte mich über die Verwüstungen, welche die Kaffern diesseits des Fischflusses angerichtet hätten. Er antwortete, daß er Alles, was in seinem Vermögen stände, thun würde, um Ruhe und Frieden zu stiften, müsse sich aber doch wundern, daß die Christen nicht im Stande wären, eine Handvoll Räuber von ihren Besitzungen abzutreiben. Meine Antwort war, daß dieses eben der Gegenstand wäre, worüber Herr Maynier gern mit ihm gesprochen

hätte. Er versetzte, daß der Kommissarius deswegen zu ihm kommen könnte, wenn er nur wollte, und daß er nichts mehr wünschte, als mit ihm in Frieden zu leben." Van der Kemp konnte zwar nicht auf das Anerbieten des Königs, sich in seinem Lande wieder niederzulassen, eingehen; er glaubte sich an seine Hottentottengemeinde gebunden, die er in einer so schwierigen Zeit nicht verlassen durfte. Doch ist diese Reise nicht ohne Gewinn gewesen, sie bahnte in späterer Zeit den Boten des Evangeliums den Weg in's Land.

Nach Graaf-Reinet zurückgekehrt, setzten die Brüder ihre Missionsthätigkeit mit Eifer fort. Sie sahen mit Freude und Dank, daß sich der Herr zu ihnen bekannte. Es sammelte sich um sie eine liebliche Hottentottengemeinde, deren schnelles Wachsthum in ihnen den Gedanken an die Gründung einer eigenen Missionskolonie erweckte, da Graaf-Reinet für die Menge weder Raum noch Erwerb bot. Im September belief sich die Zahl ihrer Schulkinder auf sechszig. Neben dieser Arbeit unter den Heiden predigten sie auch den englischen Soldaten, an deren Herzen der Herr sich nicht unbezeugt ließ.

Einer Sklavin, welche später den Namen Susannah erhielt, hatte der Herr das Herz aufgethan. Sie hing mit einer solchen Liebe am Heilande, daß sie ihn in ihren Gebeten Tag und Nacht suchte und mit Vorsicht jede Verbindung mit der Welt mied. Aber sie selbst bekümmerte sich darüber, daß sie den Herrn nicht so liebte, wie sie ihn lieben mochte und mehrere Male klagte sie den Brüdern über ihr „Felsenherz." Einmal kam sie zu van der Kemp in großer Freude und bekannte, der heilige Geist habe sie ihrer Gemeinschaftmit dem Herrn Jesus versichert, nachdem sie

die Worte gelesen: Maria hat das beste Theil erwählt. Als der Missionar sie um eine Beschreibung ihres veränderten Gemüthszustandes bat, sagte sie: „Ein Kind, wenn es geboren wird, tritt in ein neues Leben und in eine neue Welt. Es war in der Finsterniß, aber nun ist es im Lichte. So lange es nicht gewaschen ist, ist es mit dem Schmutze seines früheren Aufenthaltes bedeckt, und es sieht widrig aus. Ich bin auch in ein neues Leben geboren, allein ich bin noch unrein, noch nicht gewaschen: aber Christus kann durch seinen heiligen Geist die Unreinigkeit abwaschen und mein felsenhartes Herz zerschmelzen.“ — „Sie hatte,“ fügt van der Kemp hinzu, „schon gleich nach ihrer Erweckung den Herrn Tag und Nacht in ihrem Gebete gesucht und alle eiteln Vergnügungen daran gegeben. Sie flehete unaufhörlich zum Herrn Jesu, daß er sie doch in Gnaden ansehen und ihr in ihm die Ruhe schenken wolle, die sie doch nirgends finden könnte. Allein es gefiel dem Herrn nicht, ihr Gebet nach ihrem Willen so bald zu erhören. Sie klagte immer über die Härtigkeit ihres Herzens. Im Gebrauch der äußern Gnadenmittel war sie sehr fleißig und ihre Hoffnung beruhte allein in den Worten: „Wer da suchet, der findet,“ welchen Spruch sie oft im Munde führte. Van der Kemp erbot sich, sie zu taufen, unter der Bedingung, daß ihr Herr dazu die Erlaubniß gebe. Dieser, obgleich Mitglied des Kirchenvorstandes und ein sonst rechtschaffener Mann, wollte sich aber dazu nicht verstehen, weil ihn die Taufe nach den bestehenden Gesetzen des Rechts beraubt haben würde, seine Sklavin an einen ungetauften Herrn zu verkaufen. Selbst die Vorstellungen des Missionars fruchteten bei ihm nichts, er gab als Grund seiner Weigerung an, daß die Taufe das

Herz seiner Sklavin mit einem unerträglichen Hochmuthe erfüllen werde. Susannah ertrug ihr Loos mit Geduld; selbst als ihr der fernere Besuch des christlichen Unterrichts verboten wurde, erklärte sie: „Ich weiß, daß die, welche Christo nachzufolgen wünschen, durch viele Leiden müssen geprüft werden, und in der Welt großen Widerstand finden. Sollte ich aber auch vom Wort und den Sakramenten ausgeschlossen bleiben müssen, so wird doch das gute Theil, das ich erwählt habe, nicht können von mir genommen werden." Ihre einzige Hoffnung stand auf der Hülfe des Herrn, und hocherfreut kam sie wenige Tage nachher zu dem Missionar und sagte, sie habe unablässig im Gebete zu Gott angehalten, und der habe das Herz ihres Herrn gelenkt, daß er ihr wieder den Besuch des Unterrichts und des Gottesdienstes erlaube. Bei einem andern Besuche stellte sie folgenden Vergleich zwischen sich und dem samaritischen Weibe auf. „Ich bin nicht allein ein so armes heidnisches Weib, welches so wie sie in dem Dienste der Sünde und der weltlichen Lüste gelebt, und unwissend von Christo war, sondern ich habe auch nun das Wasser des Lebens von ihm empfangen, das den Durst in Ewigkeit stillt. Ueberdem hat er mich zu sich gezogen, und ich bin so voll von diesem Wasser, daß ich vor der Fülle desselben seit einigen Tagen kaum eine leibliche Nahrung habe zu mir nehmen können; und ich kann sagen, daß jetzt mein Essen und Trinken darin besteht, den Willen Gottes zu thun." Susannah's Wunsch, die h. Taufe zu empfangen, wurde ihr nicht erfüllt. Zwar erklärte ihr Herr sich bereit, seine Einwilligung zu geben, stellte aber die Bedingung, daß sie von ihm losgekauft werde. Die Missionare wiesen dieses Ansinnen entschieden zurück, weil sie fürchte-

ten, daß Andere durch dieses Beispiel zur äußeren Annahme des Christenthums verleitet werden möchten. Susannah ließ Alles, still und ergeben ihrem Heilande, über sich ergehen. „Ich weiß,“ sagte sie, „daß ein Christ sein Kreuz auf sich nehmen und seinem Herrn folgen muß. Ich darf sagen, daß ich hierin ihm gleich bin, meine Speise ist es, den Willen dessen zu thun, der ihn gesandt hat.“ Erst im Jahre 1805 wurde sie von van der Kemp während dessen Aufenthalts in der Capstadt getauft.

Eine besondere Freude hatten die Missionare an einem Sklaven aus der Gegend des Schneegebirges, des Namens Kupido.*) Vor seiner Bekehrung stand er weit und breit in dem Rufe eines ruchlosen Menschen. Wegen seines Fluchens, seiner Lügen und Raufereien und seiner Trunksucht wurde sein Name mit Abscheu genannt. Das letztere Laster warf ihn mehrere Male auf das Krankenlager, wo er dann jedes Mal den Entschluß faßte, seine Sünden zu lassen und ein mäßiges und ordentliches Leben zu führen. Aber die guten Vorsätze waren bald vergessen, wenn er sich besser fühlte. Die Sünde übte nach wie vor eine furchtbare Gewalt über ihn. In diesem Zustande bemächtigte sich seiner oft eine unnennbare Angst; er fürchtete sich vor Gott, den er nicht kannte, und empfand eine tiefe Bekümmerniß darüber, daß sein Lebenswandel ihn ins Verderben stürzen werde. Er fragte Jeden, der ihm begegnete, auf welche Weise er von dem Laster des Trunkes befreit werden könnte, denn dieses sah er mit Recht als die Quelle seiner Sünden und Schanden an. Einige wiesen den Fragenden an die Zauberer und Wahrsager, aber diese gaben ihm den elenden

---

*) Vergl. Vormbaum, Missionssegen. Bielef. 1852. S. 160 ff

Trost, daß sein Leben keinen Pfennig werth sei, da solche Grübeleien das Zeichen eines baldigen Todes seien. Andere riethen ihm zu verschiedenen Arzneimitteln, die er auch begierig gebrauchte, aber Alles war vergeblich; er wurde von seinen Sünden nicht geheilt. Endlich kam er nach Graaf-Reinet, wo er in einer Predigt van der Lingens hörte, daß Jesus Christus, der Sohn Gottes, Sünder von ihren Sünden erretten könne. „Das ist's," rief er entzückt aus, „das ist's, was ich haben muß!" Sogleich kam er zu den Missionaren und bat, ihn mehr von dem Sünderheilande zu lehren. Allen, denen er begegnete, erzählte er in der Freude des höchsten Glückes, daß er jetzt Jemanden gefunden habe, der ihn von seinen Sünden erlösen könne. Nicht lange nachher hörte er eines Sonntages eine Predigt van der Kemp's, welche ihm, wie nie vorher, seine Sünden vor die Seele führte; er glaubte, der Prediger rede allein zu ihm. Es war ihm unerklärlich, wie der Missionar seine Sünden so genau erfahren habe. Er meinte, eine alte Frau, mit welcher er gelebt hatte und die seinen Charakter genau kannte, habe Alles verrathen. Allein je länger er das Wort hörte, desto mehr verschwand sein Argwohn, und er fühlte, daß nicht Menschen, sondern Gott ihm seine Sünden offenbart habe. Seine höchste Freude war es, den Heiden von dem Heilande zu erzählen. „Kupido," so erzählt van der Kemp in seinem Tagebuche vom 19. September 1801, „kam zu uns. Er erzählte uns, daß er alle Abende mit einer Anzahl Hottentotten und andern Heiden, wie sehr auch sein und ihre Herren dagegen geeifert hätten, zusammengekommen, gesungen und gebetet, und sie auf Jesum Christum verwiesen hätte, und daß Viele sich an diesen ihren Erlöser hielten und an ihm klebten als dem Grunde ihrer Hoffnung

und ihres Trostes. Dieser eifrige Missionar hatte sehr wenig Unterricht gehabt, aber der Geist Christi hatte ihn desto mehr gelehrt." Unterm 24. September schreibt van der Kemp: „Als ich eine Rede zu den Heiden gehalten hatte, trat Kupido mitten unter ihnen auf und gab der Wahrheit, die ich vorgetragen hatte, mit besonderer Freimüthigkeit Zeugniß. Er verglich das Gebet mit einem Seile, das den Sünder aufwärts zöge und ihn mit dem Himmel verbinde." — Kurz vor dem Abzuge der Hottentotten-Gemeinde aus Graaf-Reinet wurde Kupido getauft. Wir werden ihn noch später als einen wackeren Nationalgehülfen kennen lernen.

Der ruhige Fortgang der Mission wurde nur zu bald von neuem Kriegslärm unterbrochen. Im Oktober erfuhr van der Kemp, daß unter den Kolonisten ein Schreiben zirkulire, welches seine Reise in das Kaffernland als einen Versuch, König Gaika zum Ueberfalle der Ansiedler zu bewegen, darstellte und die Aufforderung enthielt, sich einem gemeinschaftlichen Zuge nach Graaf-Reinet anzuschließen. Das Schreiben hatte eine nur zu gute Wirkung. Am 22. Oktober 1801 verkündeten Flintenschüsse die Nähe der Bauern. In der Stadt wurden die ernstesten Vorkehrungen zur Gegenwehr getroffen. Am folgenden Morgen begab sich van der Kemp an den vorüberfließenden Sonntagsfluß, seine Leinwand zu waschen. Plötzlich wird sein Ohr von dem Jammergeschrei fliehender Hottentotten-Weiber und Kinder getroffen. Ehe er sich's versieht, ist die Stadt von allen Seiten von Bewaffneten umzingelt. Sie dringen durch das Thor ein, setzen die nächsten Häuser in Brand, müssen aber bald der sie zurückdrängenden Gewalt weichen. Van der Kemp trug an diesem Tage sein Leben in der Hand. Mehrere Male legten die Feinde auf ihn an, aber er blieb un-

verfehrt. Die Bauern zogen sich, als sie ihre Ohnmacht erkannten, zurück. Es war klar, daß die Mission aufs Neue diesen Ueberfall veranlaßt hatte, sie war sammt denen, welche sie trieben, den Aufrührern ein Dorn im Auge. Diesen Haß trug van der Kemp geduldig, aber ein tiefer Schmerz durchzog seine Seele, als der Prediger Vos aus Rothensand, welcher im Auftrage der Regierung eine Reise zu den Kolonisten gemacht hatte,*) ihm mittheilte, daß auch die besser Gesinnten ihn „als einen der größten Bösewichter, als einen Menschen, der ganz dem Satan ergeben wäre," geschildert hätten. „Ich tröstete mich," schreibt der Gekränkte in seinem Tagebuche, „mit den Worten des Heilandes: „Selig seid ihr, so euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Uebles wider euch, so sie daran lügen." Ein Licht fiel in seine Seele, als er von dem General Dundas ein Schreiben empfing, welches eine baldige Versetzung der Hottentottengemeinde in Aussicht stellte. Der General sah nämlich aus den fortwährenden Streitigkeiten, daß es nie zu einem dauernden Frieden zwischen den christlichen Ansiedlern und den Hottentotten kommen werde; er hielt es daher für nöthig, die feindlichen Parteien von einander zu entfernen. Van der Kemp wurde von ihm aufgefordert, einen Entwurf über die beste Einrichtung einer zu gründenden christlichen Hottentotten-Kolonie aufzustellen. Nachdem er sich mit dem Regierungs-Commissär Maynier berathen, arbeitete er in Gemeinschaft mit Miss. Read (van der Lingen war gerade abwesend,) folgenden Plan aus, welcher unter dem

*) Vergl. Leben und Schicksale von M. C. Vos. Aus dem Holländischen. Basel, 1829. S. 111 ff.

11. November 1801 dem Gouverneur übersandt wurde.*) „Nachdem ich durch den ehrw. Hrn. Vos benachrichtigt worden, daß Ew. Exc. mir in dem Bezirke der Kolonie ein Stück Land anbieten ließen, das mir zur Anlegung eines festen Punktes und dauerhaften Instituts für die Mission unter den Hottentotten am gelegensten und bequemsten däuchte, und Ew. Exc. in Ihrem Schreiben an Herrn Commissarius Maynier meine Gedanken über die Einrichtung einer solchen Niederlassung zu wissen verlangen, so säume ich nicht, Ihrem Befehle durch Gegenwärtiges Folge zu leisten.

Durch eine Verkettung unerwarteter Ereignisse hat mich Gott aus dem Kafferlande nach Graaf-Reinet gebracht, wo ich meine Mitbrüder Read und van der Lingen antraf. Wir waren Zeugen von dem kläglichen Zustande, in welchem sich die Hottentotten befinden und der nie besser werden kann, so lange ihnen Erziehung, Unterricht, Freiheit, nützliche Beschäftigung und ein fester, bleibender Wohnplatz fehlt, den sie unter der Aufsicht der Regierung einigermaßen ihr Eigenthum nennen können. Ich ziele hier vornämlich auf ihren Zustand in dem Bezirke von Graaf-Reinet, wohin ihrer eine große Menge, durch die gegenwärtigen Zeitumstände gedrückt, ihre Zuflucht genommen haben, um daselbst auf Kosten der Regierung zu leben, während noch eine viel größere Zahl zu den Kaffern diesseits des großen Fischflusses geflohen sind, um den Verfolgungen und Grausamkeiten der Kolonisten zu entgehen, unter welchen sich vornämlich die Horden des Klaas Stürmann und des Ourson befinden, welche mich bei meiner Rückkunft er-

---

*) Vergl. Nachrichten von der Ausbreitung des Reiches Jesu überhaupt und durch Missionarien unter den Heiden insbesondere. Elberf. 1803. B. II. H. 2. S. 101 ff.

suchten, zu ihnen zu kommen, um sie zu unterrichten, sich aber beständig weigerten, in der Nachbarschaft von Graaf-Reinet sich niederzulassen. Welche andere Folgen können daraus entstehen, als Müßiggang, Trägheit, Armuth? Und welche ungeheure Kosten müssen eine solche Menge Menschen nicht der Regierung verursachen! Sie bekommen einen Widerwillen an aller gesitteten Gesellschaft, und werden endlich ganz davon abgeschnitten. Unordnungen aller Art müssen nothwendig daraus entstehen, und endlich in allerlei Laster, in Rauben, Morden und anderen Abscheulichkeiten endigen. Alles dieses hindert nicht allein den Nutzen, welchen dieses Volk schafft, und die Glückseligkeit, deren es theilhaftig werden könnte, sondern gereicht auch zur Zerstörung aller Sicherheit der Kolonie.

Diese Betrachtungen haben uns zu dem Entschluß gebracht, unsere Missions-Arbeit unter den Kaffern und Buschmännern hier eine Zeit lang auszusetzen, und uns ganz der Unterweisung der Hottentotten in diesen Gegenden zu widmen, in der Hoffnung, nicht ganz vergeblich zu arbeiten, bis es dem Herrn gefällt, eine Anzahl Missionare hierher zu senden, damit wir unsern Posten unter den Kaffern wieder antreten und zugleich einen festen Missionspunkt am großen Fischflusse für die Buschmänner errichten können.

Indem wir nun also nach unsern geringen Kräften für das geistliche Wohl der armen Hottentotten bemüht sind, müssen wir mit Betrübniß unser Unvermögen empfinden, ihr zeitliches Unglück und Elend zu verbessern, hoffen aber doch immer, der Herr werde zu seiner Zeit nach seiner Barmherzigkeit eine Thür öffnen, auch in diesem Stücke unsere feurigen Wünsche zu erfüllen.

Dies scheint die Vorsehung für sie aufbewahrt zu ha-

haben, und voll Dank gegen Gott und Verpflichtung gegen Ew. Exc. will ich nunmehr Ihr Verlangen erfüllen, und (in Abwesenheit des Br. van der Lingen) meine und meines Mitbruders Read Gedanken mittheilen, welche das Resultat unserer gemeinschaftlichen Berathungen mit Herrn Maynier sind. Wir unterwerfen indessen Alles Ew. Exc. Gutbefinden und weiterer Entschließung.

1. Um einen festen Punkt für die Mission zu gründen, scheint uns die Gegend zwischen dem Buschmannsflusse und der Algoabai, nicht weit von dem Fort Frederick, den schicklichsten Platz darzubieten, zumal weil daselbst ein hinlänglicher Vorrath von Wasser gefunden wird, welcher Vortheil an den Ufern des Sonntagsflusses noch zweifelhaft ist.

2. Der Hauptzweck der Missionare und dieser neuen Missions-Niederlassung ist und bleibt die Ausbreitung der christlichen Religion und die Uebung wahrer Gottseligkeit durch Unterricht und Vorbild im Leben unter den Hottentotten und andern Heiden, welche auf diesem Wege in eine gesittete Gesellschaft zusammen gebracht werden sollen. Mit diesem Hauptzwecke geht der gleichfalls wichtige Zweck unmittelbar und ganz natürlich Hand in Hand, die zeitliche Wohlfahrt nicht nur dieser Kolonie, sondern auch vor und nach des ganzen Landes zu befördern.

3. Zu dieser Gesellschaft sollen keine Anderen zugelassen werden, als die sich den Gesetzen ihrer Einrichtung unterwerfen wollen.

4. Es scheint nöthig zu sein, zu bestimmen, daß von denjenigen, welche unter dem Hausgesinde irgend eines Kolonisten gewohnt haben, keine aufgenommen werden können, als nur die, welche eine von dem Landdrösten ihres Distrikts unterschriebene Erklärung mitbringen, daß sie zugelassen werden können.

5. Da wir die Arbeit unsrer evangelischen Brüder in andern Gegenden dieses Landes auf keinerlei Weise hindern, sondern vielmehr befördern wollen, so haben wir beschlossen, Niemand aufzunehmen, welcher zu ihrer Einrichtung gehört, es sei denn, daß unsere Brüder selbst ausdrücklich darum ersuchten. Mit eben derselben Vorsicht wünschen wir auch in Betreff der Missionseinrichtungen zu handeln, welche künftig in dem Bezirke der Kolonie etwa noch entstehen möchten.

6. Da wir glauben, daß die uns von Paulo gegebene wichtige Regel: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen," in jeder christlichen Gesellschaft die genaueste Aufmerksamkeit verdiene, so ist unser Vorsatz, keinen Müßiggang noch Faulheit bei der unserigen zu dulden, sondern die Mitglieder unserer Verbindung nach Erfordern der Umstände in allerhand nöthigen und nützlichen Geschäften zu gebrauchen, damit ihre Geistesfähigkeiten entwickelt, und ihre körperlichen Kräfte zur Erhaltung ihres Unterhalts, (sei es durch Ackerbau und Viehzucht oder sei es durch allerhand nützliche Handthierung, als Töpfer-, Böttcher-, Drechsler-, Schreiner-, Papiermacher- und andere Arbeit) zur Beförderung des Wohlstandes unserer Gesellschaft und der ganzen Kolonie mögen geübt werden.

7. Da die Einführung dieser Beschäftigungen den europäischen Missions-Gesellschaften einen übermäßigen Kostenaufwand verursachen muß, so würde man die arbeitende Klasse der Mitglieder der Gesellschaft als Tagelöhner in ihren Diensten aufzeichnen müssen, die für ihre Arbeit wöchentlich bezahlt würden; das Einkommen ihrer Arbeit aber müßte zum Nutzen der Gesellschaft angewendet werden können. Sollten aber hierdurch einige Fonds erspart werden,

so sollen dieselben lediglich zu wohlthätigen, auf das Missionswerk unter den Heiden abzielenden Zwecken, wie z. B. zur Errichtung neuer Missionsplätze, zu einem Waisenhause, zum Unterhalte kranker und verarmter Personen u. dergl. verwendet werden.

8. Durch diese Maaßregeln wollen wir doch Niemanden Hindernisse in den Weg legen, sich durch Fleiß und Eifer über den Stand eines Tagelöhners hinaufzuschwingen und selbst ein Meister und Eigenthümer in seiner Sache zu werden.

9. Wenn eine unter die Aufsicht zweier Missionare und eines Schullehrers gestellte Missionsanstalt so weit heranwachsen sollte, daß man drei Missionare und zwei Schullehrer anstellen müßte, so dünkt uns, daß es besser wäre, sie alsdann in zwei Anstalten, an zwei verschiedenen Orten der Kolonie, zu vertheilen, als den ersten Platz über die anfänglich bestimmten Grenzen auszudehnen.

10. Die gute Ordnung und gesellschaftliche Zucht muß vornämlich durch die Missionare aufrecht erhalten werden. Die Eingesessenen müssen eingetheilt werden: 1) in Glieder der Christengemeinde, 2) in Katechumenen und 3) in Ankömmlinge und Zuhörer. — Unter den ersten verstehen wir solche, die durch die Taufe der Gemeinde einverleibt und also Christen geworden sind; unter Katechumenen diejenigen, welche mit besonderer Aufsicht in der Lehre des Evangeliums unterwiesen werden und der kirchlichen Zucht unterworfen sind; und unter den letzteren verstehen wir solche Heiden, welche zu uns kommen, um das Wort Gottes zu hören.

11. Wir haben keine höhere noch stärkere Bestrafung, als Ausschließung aus der Gemeinde, und Verbannung aus

der Gesellschaft. Wenn wir zu dieser letzten Bestrafung schreiten müßten, so würden wir uns verpflichtet halten, den Landdrost davon zu benachrichtigen; und im Falle ein Mitglied beschuldigt würde, sich gegen die Gesetze des Landes vergangen zu haben, so halten wir uns ebenso sehr verbunden, es dem Landdrost zu melden, auf daß dem Uebertreter sein Recht widerfahre in der Gerichtsbarkeit, in welcher die Missethat geschehen ist, und sich übelgesinnte Menschen nicht hinter unsern Mauern verbergen können.

12. Da Ew. Exc. der Zustand und Fortgang dieser Einrichtung nicht unbekannt sein darf, so setzen wir voraus, daß es Ew. Exc. angenehm sein werde, zum wenigsten Ein Mal im Jahre einen Bericht zu erhalten, der die Besonderheiten derselben nebst einer namentlichen Liste der Mitglieder, ihr Gewerbe u. s. w. nach einer von Ew. Exc. zu entwerfenden Vorschrift enthielte.

13. Unsere Denkungsart in Betreff der Vielweiberei kommt mit derjenigen der Brüdergemeinde vollkommen überein.

14. In Ansehung der Beschützung, welche wir von Ew. Exc. erwarten, verlassen wir uns vollkommen auf Ihre gütige Erklärung, unsere Anstalt zu begünstigen, und bitten, daß wir die nämliche Beschirmung und Vorrechte genießen, als die Brüder in Baviaanskloof.

Dies wäre also der Entwurf, welchen wir Ew. Exc. Gutachten unterwerfen.

Der Zustand unserer Gemeinde, welche bei Graaf-Reinet versammelt ist und aus Hottentotten und einigen Gliedern von andern Volksstämmen besteht, ist so beschaffen, daß es wohl nöthig sein dürfte, einen Missionar im Dorfe zu lassen, um diejenigen zu unterrichten, welche durch ihre

besonderen Umstände gezwungen sind, dort zu bleiben. Die Anzahl der Kinder in unsrer Lehrschule ist 112, von welchen jedoch selten über 70 gegenwärtig sind. Wir sind genöthigt gewesen, ein Buchstabirbüchlein zu drucken und zum Vortheil unserer Einrichtung zu verkaufen; wie auch einige unserer jungen Leute in der Buchdruckerkunst zu unterrichten, damit dieselbe ein besonderer Gegenstand der Geschäftigkeit werde. Der Herr Commissarius Maynier begünstigt unsere Anstalt in Graaf-Reinet mit aller Macht, und hat uns einen Platz angewiesen, wo wir ein Gebäude zu einem Versammlungsorte, Schulhause und zur Wohnung für die Missionare errichten könnten."

General Dundas schenkte dem Entwurfe seinen vollen Beifall und versprach, die Kolonie so viel als möglich begünstigen zu wollen, da er „die Regierung nach allen Grundsätzen der Menschlichkeit und Rechtschaffenheit für verpflichtet hielt, eine solche Unternehmung zu unterstützen." Mit der Antwort an die Missionare erließ er an den Landdrosten in der Gegend der Algoabai den Befehl, sich die möglichst schleunige Ausführung dieses Unternehmens angelegen sein und die Hottentotten ohne Verzug nach dem bezeichneten Orte führen zu lassen, wo alle mögliche Hülfe bei der ersten Einrichtung geleistet werden solle. Auch wurde der Commandant des in der Nähe gelegenen Fort Frederick aufgefordert, in jeder Weise bei der Gründung der neuen Niederlassung behülflich zu sein. Zur Befriedigung der ersten Bedürfnisse sandte der treffliche General eine ansehnliche Geldsumme, Reis und andere Lebensmittel, später noch allerlei Ackergeräthe und sonstiges Werkzeug.

Die Brüder in Graaf-Reinet säumten unter so gün-

stigen Umständen nicht mit der Ausführung ihres schon lange gehegten Planes. Während Read sich unverweilt an die Algoabai begab, um sich nach einer tauglichen Stelle der Niederlassung umzusehen, traf van der Kemp die nöthigen Vorbereitungen zur Abreise. *)

Aber da traf plötzlich am 29. Januar 1802 ein Schreiben des Gouverneurs ein, welches wie mit einem Schlage alle Hoffnungen zu vernichten schien. General Dundas nämlich theilte den Brüdern mit, daß er durch erhaltene Nachrichten sich veranlaßt sehe, die Errichtung einer Hottentottenkolonie vor der Hand auf sich beruhen zu lassen, und daß er wünsche, die Brüder möchten in Graaf-Reinet das begonnene Werk fortsetzen. Die Missionare waren anfangs betroffen, doch sahen sie in dem Schreiben gerade kein ausdrückliches Verbot ihrer Absichten. Da der englische Major Sherlock auf ihrer Seite stand und ihnen gestattete, vorläufig auf dem Hofe eines wegen politischer Vergehen eingezogenen Kolonisten Bota sich niederzulassen, so beschlossen van der Kemp und Read in des Herrn Namen die Reise. Van der Lingen dagegen sollte zurück-

*) Van der Kemp knüpfte an die beabsichtigte Missionskolonie die weitaussehendsten Pläne. Sie sollte ein Centralpunkt für noch andere Missionsunternehmungen der Londoner Gesellschaft werden, welche theils weiter im Innern Afrika's, theils auf den benachbarten Inseln, namentlich Madagascar, gegründet werden könnten. Die Missionsstation an der Algoabai bot allerdings eine treffliche Gelegenheit, die Missionsschiffe direkt an die Brüder abgehen zu lassen, ohne daß sie zu einem Aufenthalte am Kap genöthigt waren. Vergl. das Schreiben van der Kemp's an die Direktoren der Gesellschaft vom 19. März 1802. Nachrichten von der Ausbreitung des Reichs Jesu 2c. Band II. H. 1. S. 59.

bleiben, um den Unterricht derjenigen Hottentotten, welche nicht mitziehen konnten oder wollten, fortzusetzen.

Am Sonntage vor dem Abzuge hielt van der Kemp vor seiner Hottentottengemeine über 1. Mos. 35, 2. 3. die Abschiedspredigt und empfahl in brünstigem Gebete die Wegziehenden und die Bleibenden der Gnade des Herrn. Am 20. Februar 1802 trat er in Begleitung seines Mitarbeiters Read mit 109 Hottentotten die Reise nach dem Süden an. Etwa 200 blieben zurück, meistens aus Furcht, unterwegs von den feindseligen Kolonisten überfallen zu werden. Am 5. März kam der Reisezug in der Algoabai an, und am 7. März nahmen die Missionare den gegenwärtig herrenlosen Hof, Bota's-Platz, in Besitz. Die Zahl der Hottentotten belief sich auf 160. „Auf der ganzen Reise," schreibt van der Kemp, „ist uns nichts Widriges begegnet. Nur ein mißlungener Anschlag ward von Einigen aus unserm Volk auf mein Leben gemacht, weil ich nicht hatte zugeben wollen, daß sie die verlassenen Landgüter der Kolonisten beschädigten und plünderten." Die Gegend von Bota's-Platz schien für die junge Niederlassung äußerst günstig. Sie hatte Ueberfluß an Grasweiden, Zimmerholz und Kalksteinen. Die auf dem Hofe befindlichen Gebäude bedurften nur geringer Reparaturen, um zur Wohnung der Missionare, zur Kirche und Schule eingerichtet zu werden. Jeder Haushaltung konnte ein Stück Land von 800 Qu.-Fuß angewiesen werden, um darauf ein Haus zu bauen und einen Garten anzulegen. Die Missionäre sahen mit frohen Hoffnungen in die Zukunft. Sie hatten gefunden, was sie so lange gesucht; der gute Sinn unter ihren Hottentotten, so wie die reichen Unterstützungen des Gouverneurs Dundas verhießen einen schnellen Aufschwung ihres

Wohnorts. Mit neuem Eifer wurde die Missionsarbeit begonnen. Alle Morgen und Abend fand eine Andacht in der Schule statt, in welcher van der Kemp ein Kapitel aus der Bibel vorlas und kurz erklärte. Zweimal täglich wurde Unterricht im Lesen und Schreiben ertheilt, wobei die Brüder ein von ihnen gedrucktes Buchstabir-Büchlein gebrauchten. Mittwoch und Sonnabend wurden Morgens und Abends Katechisationen, am Sonntage regelmäßiger Gottesdienst gehalten.

So verheißungsvoll die Anfänge in Bota's-Platz auch waren, so stellte sich doch bald heraus, daß die Wahl des Ortes keine günstige gewesen. Die Ausdünstungen der in der Nähe befindlichen stehenden Gewässer machten die Luft ungesund und erzeugten Fieber und andere Krankheit. Van der Kemp selbst wurde auf das Siechbette geworfen, von welchem er erst nach 11 Monaten aufstand. Der größte Theil der Arbeit lag während dieser Zeit auf Read, der mit unermüdlicher Treue sich derselben unterzog. Auch die Lage der Niederlassung in der Nähe des Kaffernlandes war unvortheilhaft. Bei den plündernden Einfällen, welche die Kaffern oft in das Gebiet der Kolonie machten, hatte die junge Gemeinde viel zu leiden, sowohl von den wilden Heiden als den der Mission feindseligen Bauern, welche gegen die Eindringenden ausrückten. Zu diesen Heimsuchungen kam noch ein Aufstand der erbitterten Hottentotten, welche unter ihrem Häuptlinge Klaas Stuurmann das Joch ihrer weißen Dränger abzuschütteln trachteten. Die Bauern nahmen davon aufs Neue Veranlassung, ihre Klagen über die Hottentotten in Bota's-Platz bei der Regierung zu verstärken. „Unser Institut," berichtet van der Kemp, „ward den Kolonisten je länger je mehr ein Gegenstand des

Hasses, und sie hatten uns beschrieben als solche, welche mit den räuberischen Kaffern und Hottentotten in einer für die guten Einwohner gefährlichen Verbindung ständen; und daß unser Institut nur ein Ort wäre, wo alle Plünderer und Mörder eine sichere Zuflucht fänden. Wir können aber mit der Wahrheit vor Gott bezeugen, daß wir nie in der geringsten Verbindung mit diesem räuberischen Volke gestanden haben. Nur diejenigen nahmen wir auf, welche sich von ihnen ganz absonderten, einen aufrichtigen Abscheu an ihren Handlungen bezeugten, das Wort Gottes zu hören verlangten, sich willig unsern Gesetzen unterwarfen und sich friedlich in unserm Institut betrugen." General Dundas aber ließ sich durch die Klagen der Kolonisten dazu bestimmen, am 8. August 1802 einen Befehl an die Missionare zu erlassen, daß kein Hottentotte, welcher zu dem Haufen Stuurmanns gehöre, in der Missionskolonie geduldet werden solle. Die Folge davon war, daß viele der Unglücklichen, besonders Weiber und Kinder, entlassen und in die Wildniß hinausgestoßen werden mußten, wo sie, da sie sich nicht zur Rückkehr zu ihren aufrührerischen Leuten entschließen konnten, ein elendes Dasein fristeten. Die Missionare, gegen welche Klaas Stuurmann sich stets freundlich benommen hatte, suchten seinen räuberischen Zügen auf friedlichem Wege ein Ende zu machen. Er gab die besten Versprechungen, ohne sie zu erfüllen.

Daß das Wachsthum der jungen Gemeinde unter solch' ungünstigen Verhältnissen nur langsam zu spüren war, liegt klar auf der Hand. Aber es war doch ein Fortgang sichtbar: im äußeren Leben wenigstens zeigten die sonst so trägen und stumpfen Hottentotten Sinn für Ordnung und Trieb zur Thätigkeit. Van der Kemp's Glaube sah den

Segen des Herrn in Allem, was ihm begegnete, darum verlor er auch in den trübsten Lagen den Muth nicht: „Obschon wir," schreibt er, „in diesen unruhigen Zeiten von allen Seiten mit Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen hatten, die uns oft mit einem gänzlichen Untergange bedroheten, so gefiel es doch Gott, uns zu erhalten und sein Werk unwiderstehlich unter uns fortzusetzen. Auch der Gouverneur unterstützte uns, so viel ihm möglich war. Er sorgte nicht allein dafür, daß wir hinreichende Lebensmittel aus dem Fort Frederick erhielten, sondern sandte uns auch noch Korn zur Aussaat und Geräthschaften zum Bauen der Häuser und zur Bearbeitung des Landes, wodurch wir in den Stand gesetzt wurden, Waizen und Gerste für unseren Gebrauch anzubauen. Die Arbeit ging jedoch nur langsam von Statten, weil die Pflüge oft unbrauchbar und die Ochsen, welche wir dazu gebrauchten, uns von den herumschweifenden Horden oft gestohlen wurden. — Einen Umstand als besondern Beweis der Fürsorge Gottes für uns, kann ich hier nicht übergehen. Unsere Leute waren die meiste Zeit in dieser Gegend zerstreut, und so war es sehr schwierig, sie zum Gottesdienste oder zur Schule zu versammeln. Hiezu fehlte uns eine Glocke, — und die erhielten wir von dem Meer und zwar auf folgende Weise. Die Regierung sandte uns ein Schiff mit vielen Sachen, deren wir bedurften. Dieses Schiff aber stieß bei seinem Einlaufen in die Bai auf einen Felsen und scheiterte. Doch konnte man noch eben die Mannschaft und Ladung in Sicherheit bringen. Kaum war dies geschehen, so zertrümmerte es, aber das Meer warf die Schiffsglocke zu unserm Gebrauch an's Land."

Am 6. September erhielt van der Kemp den uner-

warteten Besuch des wackern Gouverneurs, General Dundas. Der brachte die Nachricht mit, daß, da die Kapkolonie in dem Friedensschlusse zu Amiens wieder an die Holländer abgetreten sei, die englischen Truppen das Fort Frederick räumen müßten. Um die Brüder vor etwaigen Ueberfällen zu sichern, bot er ihnen und ihrer Gemeinde das Fort als vorläufigen Zufluchtsort an. Allein die Brüder lehnten dieses Anerbieten ab. Sie waren entschlossen, bis zum Aeußersten in Botas-Platz auszuharren. Dundas, welcher den ferneren Aufenthalt der Boten des Evangeliums in dieser Gegend für äußerst gefährlich hielt, rieth ihnen nun, mit ihm nach der Kapstadt zu reisen und dort ruhigere, für das Missionswerk günstigere Zeiten abzuwarten. Allein auch diesen gutgemeinten Rath wollten sie nicht annehmen. Van der Kemp erzählte ihm von den wunderbaren Hülfen des Herrn, welche er so oft erfahren hatte, und bezeugte, „daß er in dem, wozu der Herr ihn berufen habe, treu zu bleiben hoffe; und wenn er auch wisse, daß er nur durch die Trennung von diesen Leuten sein Leben retten könne, so würde er doch lieber bei ihnen bleiben und es für das geringste ihrer Kinder aufopfern.“ Und wie er, war Read gesinnt. „Wenn auch Bruder van der Kemp entschlossen wäre, diesen Ort zu verlassen, so steht doch bei mir der Entschluß fest, ihm nicht zu folgen, sondern lieber mein Leben für unsere Leute zu wagen.“ Der General drängte nun die Brüder nicht weiter zur Abreise; als er von ihnen schied, ließ er ein ansehnliches Geschenk zurück, bestehend in 6000 Pfd. Reis, 6 Fässern gesalzen Fleisch, 11 milchgebenden Kühen, 200 Schafen, 59 Arbeitsochsen, 96 Stück Rindvieh, 3 Wagen, einer Kornmühle, einem Fischernetze, 2 Kornsieben, einem Schmiede-Blasbalg und mehreren

Haus- und Ackergeräthen. Es war der letzte Beweis seines Wohlwollens, welches die Brüder so oft während seiner Amtsführung erfahren hatten.

Nur zu bald zeigte sich's, daß die Besorgnisse des Gouverneurs für das Leben der Missionare nicht ungegründet gewesen waren. Acht Tage waren nach seiner Abreise verflossen, als um Mitternacht die Missionskolonie von einer Horde räuberischer Hottentotten überfallen wurde. Alle Versuche, die Ruhe herzustellen, waren vergebens, die Aufrührer antworteten auf die ihnen gemachten Vorschläge mit Flintenkugeln. Nachdem sie den Missionaren ihr sämmtliches Vieh geraubt hatten, rückten sie gegen ihre Wohnungen vor, um sie dem Erdboden gleich zu machen. Jetzt blieb den Bewohnern von Bota's-Platz nichts Anderes übrig, als die ernsteste Gegenwehr mit den Waffen in der Hand. In der Finsterniß war es ihnen unmöglich, die von allen Seiten heranrückenden Feinde zu erkennen, sie feuerten indessen aufs Ungefähr, eine ihrer Kugeln streckte den Anführer der Bande, Andreas Stuurmann, zu Boden. Ein panischer Schreck ergreift die Empörer, sie ergreifen eiligst die Flucht, selbst das erbeutete Vieh lassen sie im Stich. Nach acht Tagen versuchten sie zwar einen erneuerten Ueberfall, allein auch dieser wird glücklich zurückgeschlagen. Van der Kemp bemerkt zu seinem Berichte über diese Kriegsscenen:

„Wir hatten unsere Leute immer belehrt, daß ein Christ verpflichtet sei, lieber seine irdischen Güter fahren zu lassen, als dieselben mit Vergießung von Menschenblut zu erhalten; und es sei nicht erlaubt, einen Menschen zu tödten, wenn es nicht die Erhaltung seines eigenen Lebens oder das Leben eines Dritten durchaus nothwendig machte. Allein unsere Hottentotten wollten es nicht in so strengem Sinne ver-

stehen und glaubten, es sei billig, daß man sich der Waffen bediene, um sowohl seine Güter, als sein Leben zu vertheidigen; ja es zeigte sich schon bei ihnen eine gewisse Lust zum Fechten. Wir bemerkten dies mit geheimer Betrübniß, weil unsere Absicht allezeit dahin ging, unsere Feinde durch ein sanftes und liebreiches Betragen zu gewinnen, nicht aber durch Feindseligkeit zur Rache zu reizen."

Die Brüder verhehlten sich die Gefahren nicht, in denen sie mit ihrer Gemeinde schwebten. Sie mußten fürchten, der Feind werde alsbald mit verstärkter Macht heranrücken, und dann waren sie rettungslos verloren. Van der Kemp schlug daher den Hottentotten vor, sich in's Fort Frederick zu begeben, bis die Regierung ihnen einen sicheren Wohnort angewiesen haben werde. Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung und wurde am 1. Oktober 1802 mit Hülfe der im Fort sich aufhaltenden Kolonisten ausgeführt. Kurze Zeit nachher war Bota's-Platz ein Aschenhaufen.

Unter allen Unruhen und Stürmen, welche über die Hottentottengemeinde hereinbrachen, trieb der heilige Geist sein stilles und verborgenes Werk an den Seelen. Das Häuflein der Gläubigen wuchs und nahm zu in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi. Doch fehlte es den Brüdern auch nicht an traurigen Erfahrungen, da manche der Ihrigen den Versuchungen zum Abfall nicht widerstehen konnten. Ueber Freud und Leid in dieser Zeit berichtet van der Kemp in seinem Tagebuche: „Die Anzahl der Hottentotten in unserm Institut, Weiber und Kinder mit eingerechnet, betrug am 18. September dreihundertundeins. Seitdem wir aber im Fort sind, hat sich diese Zahl wieder in etwa gemindert. Zur Ehre und Verherrlichung Gottes

können wir noch beifügen, daß die Predigt seines Wortes noch immer mit der Kraft seines Geistes begleitet worden ist, und daß diese Kraft sich je mehr und mehr an vielen zur gründlichen Bekehrung offenbart. In den Monaten August und September bemerkten wir unter ihnen, sonderlich unter den Kindern, eine auffallende Ueberzeugung von ihrem sündlichen Zustande und ein sehnliches Verlangen nach Jesu Christo als ihrem Erlöser von demselben. Die Zahl der Ueberzeugten oder Erweckten nimmt immer mehr zu, und Manche werden unter der Predigt des Wortes Gottes und durch das gute Beispiel Anderer sehr gerührt. Viele gehen vor Tagesanbruch, wie es unser Bruder Read oft thut, in den Wald, um ihr Herz in der Stille vor dem Herrn auszuschütten. Man kann täglich hören, wie sie ihre Herzen in brünstigem Gebete vor Gott ausgießen. Als ich am 17. September von der Algoabai zurückkam,*) und den Bruder Read noch zurückließ, konnte ich Schwachheit halber den öffentlichen Gottesdienst noch nicht versehen. Aber der Bruder Kupido und ein anderer bekehrter Hottentott, Samson, sagten zu mir, daß deswegen die gewöhnlichen Morgen- und Abendgebete nicht unterbleiben sollten; denn sie wollten, soviel ihnen der Herr Gnade und Gaben gegeben hätte und ferner dazu verleihen würde, gern ein Wort der Erbauung zu ihren Mitbrüdern sprechen und mit ihnen singen und beten. Sie erzählten mir auch, daß am vorigen Tage Viele, womit sie in Gesellschaft gewesen,

*) Van der Kemp hatte sich dahin auf seinem Bette tragen lassen, um sich von dem General Dundas zu verabschieden. Read kehrte zwei Tage später von dort nach Bota's-Platz zurück, um erst die vom General überwiesenen oben erwähnten Geschenke in Empfang zu nehmen.

gesagt hätten, sie sähen wohl ein, daß sie ohne Jesus verloren gehen würden. Ich sprach und betete nun mit diesen Beiden, fand aber, daß sie nicht die Freimüthigkeit hatten, wenn sie mit mir, als wenn sie mit ihren Landsleuten sprachen. Bruder Read machte die Bemerkung, daß, obschon sie in unserer Gegenwart schüchtern und kleinmüthig schienen, sie doch ganz freimüthig und eifrig wären, wenn sie denen, die noch in ihrem sündlichen Naturzustande wären, ihre Gefahr vor Augen stellten. Eine alte Frau, Namens Roye, ein vierzehnjähriges Mädchen, Hesyn Ourton genannt, und ein Hottentott, mit Namen Johann Vogel, wurden erweckt. Ueberhaupt nahm die Zahl der Erweckten immer mehr zu, mit welchen wir alle Sonntage Nachmittags eine besondere Versammlung hielten, worin wir uns mit ihnen auf eine gemeinsame und zutrauliche Art über ihren Gemüthszustand und das Werk der Gnade in ihnen besprachen. Der gewöhnliche Weg der Erweckung ist zwar die Predigt des göttlichen Worts und das gute Beispiel Anderer; doch gefällt es dem Herrn auch zuweilen, Einige durch Träume oder gewisse Begebenheiten zu erwecken. — Ein Hottentott, Namens Willem, sitzt im Felde bei einem Feuer. Eine Schlange, die aus dem beim Feuer liegenden Holze fährt, gibt ihm einige Bisse in's Bein, und vor Schrecken fällt er rücklings auf die Erde. Wie er aber nicht daran starb, so ward er durch die erhaltende Vorsehung Gottes so gerührt und bezeigt sich nun so, daß wir Hoffnung haben, diese Begebenheit werde bei ihm eine gänzliche Sinnes- und Herzensveränderung bewirken. Indessen müssen wir neben diesen erfreulichen Nachrichten auch melden, daß Manche, welche anfänglich großen Eifer und Brünstigkeit im Christenthum zeigten, wieder in Lauheit

und Unempfindlichkeit zurückgefallen sind. Vier andere Personen mußten wir von unseren besonderen Versammlungen ausschließen; drei derselben aber haben wir wieder in unsere Gemeinschaft auf- und angenommen, weil sie ihre Verirrungen mit heißen Thränen der Reue und Traurigkeit bekannten und, wie wir hoffen, durch die Gnade gebessert, zu ihrer ersten Liebe zurückgekehrt sind. Der Vierte ist und bleibt bis auf diese Stunde noch verhärtet. Nur zwei haben unsere besonderen Versammlungen aus eigenem Antriebe verlassen."

Sechstes Kapitel.

Gründung der Missionsstation Bethelsdorp. — Van der Kemp's letzte Arbeiten und Tod.

> Ich will meinem Volk Israel einen Ort setzen, und will es pflanzen, daß es daselbst wohne, und es nicht mehr in der Irre gehe, und es die Kinder der Bosheit nicht mehr drängen, wie vorhin.
> 2. Sam. 7, 10.

Die Rückkehr der holländischen Regierung entfesselte plötzlich die wilden Leidenschaften der Kolonisten, welche durch die strenge Gerechtigkeit des brittischen Gouverneurs gezügelt waren. „Die Engländer sind weg," sagten sie, „und was werden sich die Holländer an den Hottentotten gelegen sein

lassen?“ Sie glaubten die früheren Bedrückungen ungestraft fortsetzen zu können, und ihre grausamen Thaten folgten bald nach. Die Lage der Missionare und ihrer Hottentotten im Fort Frederick wurde von Tage zu Tage mißlicher. Sie lebten unter einem Haufen gottloser Bauern, welche ebenfalls im Fort Schutz gesucht hatten und welche es darauf anlegten, dem Missionswerke jegliches Hinderniß zu bereiten. Ja, hätte Gott nicht über die Brüder gewacht, so würden sie unter den Mörderhänden dieser sogenannten Christen ihren Tod gefunden haben. Ihre Noth und Angst war größer, als sie je früher gewesen, wo sie wehrlos den Angriffen wilder Heiden preisgegeben waren, und mehrere Male waren sie daran, das Fort zu verlassen und ihre Hütten wieder in Bota's-Platz aufzuschlagen. „Selbst unsere Kinder,“ schreibt van der Kemp, „durften wir nicht aus dem Auge lassen, denn wenn solches geschah, wurden sie von den Bauern gestohlen. — Der Haß dieser Christen, wofern man sie noch so nennen darf, hatte hauptsächlich zwei Ursachen. Die erste war, daß wir ihre Greuelthaten, Unterdrückungen, Mord u. s. w. mißbilligten und verabscheuten. Die zweite, daß wir ihre Hottentotten im Christenthume unterrichteten, da sie vielmehr dieselben in einer gänzlichen Unwissenheit zu halten suchten, um sie immer als Sklaven mißbrauchen zu können. Die ganze Religion, welche die Bauern den armen Hottentotten beibringen, besteht darin: ihr Herkommen sei von Kanaan, dem Enkel Noah's, um welches willen sie von Gott verflucht und zu ewiger Sklaverei verurtheilt seien.“ Die Hottentotten schlossen sich, solchen Gewaltthätigkeiten gegenüber, mit um so größerer Liebe an die Missionare an, in denen sie ihre Beschützer und Freunde verehrten. Aber das war den Feinden gerade ein Dorn

im Auge, und da sie merkten, daß sie durch Gewalt nicht die Verbindung mit den Missionaren lösen konnten, so schlugen sie den Weg der List und der Lüge ein. Die Missionare wurden auf jegliche Weise verdächtigt, das Wort Gottes gelästert, die Hottentotten zum Trunk und anderen Lastern verführt. Wenn auch im Ganzen alle Versuchungen fruchtlos waren, so hatten die Brüder doch den Schmerz einzelne in das Verderben stürzen zu sehen. Ihre Noth wurde noch vergrößert, als sich ein empfindlicher Mangel an Lebensmitteln und Kleidung einstellte, es war vorderhand keine Aussicht, daß demselben bald werde abgeholfen werden.

Am 10. März 1803 erfuhren die Missionare die Ankunft der Holländer am Kap. Die Nachricht warf einen Lichtstrahl in ihre trübe Seele, sie hofften, das Ende ihrer Leiden sei gekommen. Van der Kemp sandte alsbald einen Bericht über seine Lage an die Regierung, allein er erhielt keine Antwort. Von Woche zu Woche harrte er der Ankunft des neuen holländischen Gouverneurs im Fort Frederick, erst am 8. Mai konnte er denselben in General Jansen, seinem alten Schul- und Kriegskameraden, begrüßen. Van der Kemp lag noch auf seinem Krankenlager und Jansen hatte die Freundlichkeit, den Missionar in seiner Wohnung aufzusuchen. Das Wiedersehen der beiden Freunde war herzlich und innig; allein sobald die Rede auf die Mission kam, zeigte sich der Gouverneur weniger wohlwollend. Zwar anerkannte er den Nutzen des Werkes, allein er hatte den Einflüsterungen der Kolonisten, welche ihn auf die Gefahren einer englischen Mission für die Regierung aufmerksam gemacht hatten, ein zu williges Ohr geliehen. „Es war leicht,“ schreibt van der Kemp, „den

braven, menschenfreundlichen Gouverneur Jansen davon zu überzeugen, wie nichtig diese Verleumdung sei, wie unser Unternehmen gar nichts mit politischen Beziehungen zu thun habe; es war aber nicht so leicht, die alten Vorurtheile gegen unser Werk aus dem steinernen Herzen der barbarischen Kolonisten auszurotten, und es war klar, daß unsere Verbindung mit christlichen Freunden in England nur einen Vorwand bot für die tief gewurzelte Feindschaft gegen Gott, seinen Christus und die Ausbreitung des Reiches seiner Liebe und Gnade unter den Heiden." Um die Feindschaft der Kolonisten zu vermeiden, befahl der Gouverneur, daß die Correspondenz der Missionare mit ihrer Gesellschaft für die Zukunft durch die niederländische Missionsgesellschaft vermittelt werden sollte.

Vor Allem that es Noth, die Gemeinde aus ihrem eGefängniß im Fort zu befreien. Der Gouverneur bewilligte ein Stück Land zu der neuen Missionsniederlassung, hatte aber die Schwachheit, die Wahl desselben den Kolonisten zu überlassen. Es lag im Interesse der Feinde der Mission, eine solche Gegend zu wählen, welche nicht den nöthigen Lebensunterhalt gewähren konnte, damit die Hottentotten im Dienste der Bauern ihr Brod zu suchen gezwungen wurden. Zwei Stunden nördlich vom Fort Frederick an dem Flüßchen Kubu ward den Missionaren die Stelle ihrer Wohnung angewiesen, und obgleich sie die Untauglichkeit der Gegend wohl erkannten, so beschlossen sie doch, wenigstens auf ein Jahr es dort zu versuchen. Jansen forderte van der Kemp auf, der neu zu gründenden Missionskolonie einen Namen zu geben, verbat sich aber die Wahl eines aus der heiligen Schrift entlehnten. Van der Kemp gedachte seiner in Graaf=Reinet über 1. Mose 35, 2 u. 3

gehaltenen Abschiedspredigt; er schlug den Namen Bethelsdorp vor, und Jansen, den Ursprung desselben nicht kennend, war damit zufrieden. Als er später erfuhr, daß er getäuscht sei, mußte er herzlich lachen. Am 31. Mai 1803 wurden die Missionare durch ein vom General-Kommissar de Mist ratificirtes Schreiben des Gouverneurs in den rechtlichen Besitz des ihnen überwiesenen Landes eingesetzt. Der Gouverneur sagte ihnen seinen Schutz zu, verpflichtete sie aber zugleich, daß sie den Hottentotten die holländische Regierung als ihre rechtmäßige Herrin darstellen und Niemand bei sich aufnehmen sollten, welcher aus irgend welchen Gründen zum Dienste der Bauern verbunden sei.

Am 3. Juni 1803 ließ sich die Gemeinde in ihrer neuen Heimath nieder. Ihr vorläufiges Unterkommen fanden sie in den schnell aus den Decken ihrer Wagen verfertigten Zelten, für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse hatte das Gouvernement gesorgt. Van der Kemp, welcher eben von seiner langwierigen Krankheit wiederhergestellt war, gab den Hottentotten ein ermunterndes Beispiel des Fleißes. Er schämte sich nicht, den Pflug zur Hand zu nehmen und den unfruchtbaren Boden urbar zu machen. Jeder Haushaltung wurde ein Stück Land zur Bestellung angewiesen, und ob die Trägheit der Hottentotten vielfach die Absichten der Brüder vereitelte, so waren doch immer Mehrere in der Gemeinde, welche ein geregeltes und thätiges Leben zu führen entschlossen waren: ein Segen der Mission, der nicht hoch genug anzuschlagen ist. Am Ufer des Kubu wurde aus Rohr ein in Form eines Kreuzes gebauetes Haus errichtet, dessen mittlerer Theil zur Kirche diente, den einen Flügel bewohnte van der Kemp, den anderen Read. Um einige Ordnung in das Gemeinde-

wesen zu bringen, wurden sieben Aufseher oder Richter ernannt, welche über die Gemeinde zu wachen hatten und befugt waren, kleinere Streitigkeiten unter den Einwohnern zu schlichten. Die meisten Schwierigkeiten und Nöthe bereitete den Missionaren die Verwirrung in den ehelichen Verhältnissen der Hottentotten; sie hatten keinen anderen Trost, als die Hoffnung, daß der Herr hierin seiner Zeit Wandel schaffen werde. Sobald die äußeren Einrichtungen nothdürftig vollendet waren, begannen die Brüder ihre Lehrthätigkeit in der früher gewohnten Weise. Die Schule wurde von 30—40 Kindern besucht.

Die Gemeinde erfuhr nur zu bald, in welch' eine ungünstige Gegend sie versetzt sei. Die Ernte des ersten Jahres fiel äußerst dürftig aus; sie wäre dem größten Elende preisgegeben worden, hätten nicht mehrere ansehnliche Geschenke des Gouverneurs die Noth gemildert. Die Unfruchtbarkeit des Landes machte die Bildung eines Gemeindelebens unmöglich. Die Fleißigeren suchten sich Arbeit bei den umwohnenden Kolonisten, die Trägen dagegen trieben sich in den Wäldern umher und fristeten ihr Dasein mit Feldwurzeln. Allgemein war der Wunsch in der Kolonie, daß diese Gegend mit einer tauglicheren sobald als möglich vertauscht werden möchte. „Das Land," schreibt van der Kemp, „welches uns die Regierung zu unserer Niederlassung angewiesen hat, hat ungefähr 10 engl. Meilen (4 Stunden) im Umfang, aber es ist sehr unfruchtbar und scheint für die Erhaltung eines Volkes, das noch wenig Kultur kennt und nur von Viehzucht und Ackerbau lebt, untauglich zu sein. Die Anzahl an Vieh, welche sie besitzen, reicht zu ihrer Unterhaltung nicht zu, und die Erfahrung von zwei auf einander folgenden Jahren, in wel-

chen es unsern Aeckern ganz an Wasser fehlte, läßt uns so wenig Hoffnung übrig, genugsam Korn zu erhalten, daß wir eine Hungersnoth fürchten müssen. Diese Aussicht trägt viel dazu bei, daß sich unsere Leute unter die Kolonisten zerstreuen, und die Andern, die bei uns bleiben, zeigen kein geringes Verlangen, daß das Institut an einen tauglicheren Ort verlegt werden möchte." Unter solchen Umständen konnte Bethelsdorp anfangs nur einen dürftigen und armseligen Anblick gewähren; aber ungerecht wäre es, wenn man van der Kemp für die Ursache davon hielte. Am 11. Januar 1804, etwa ein halbes Jahr nach der Gründung, wurde die Station von dem General-Kommissarius de Mist besucht. Dr. Lichtenstein, sein Begleiter, hat sie in einem äußerst nachtheiligen Lichte dargestellt, in van der Kemp sieht er einen unpraktischen religiösen Schwärmer, in Read einen dummen Menschen. Seine Angaben sind längst von der Geschichte widerlegt;*)

---

*) Die Berichte Dr. Lichtenstein's nahmen auch weitere Kreise gegen van der Kemp und gegen die Mission überhaupt ein. Karl Ritter gab in seiner Erdkunde I. S. 129. eine Beschreibung Bethelsdorp's und ein Urtheil über van der Kemp, gegen welches die Berliner Missionsgesellschaft öffentlich im Interesse des Missionswerkes zu protestiren sich genöthigt sah. Vergl. Siebenter Jahresbericht der Gesellschaft zur Beförderung der Evangelischen Missionen unter den Heiden für das Jahr 1830. Berlin, 1831. S. 93 f. Daß Bethelsdorp ein halbes Jahr nach seinem Bestehen nicht anders sein konnte, als es Lichtenstein fand, liegt auf der Hand; zu dem Zeugniß der Geschichte fügen wir noch das Zeugniß eines Mannes, dessen langjährige Missionslaufbahn in Süd-Afrika eine Bürgschaft für seine Wahrheit gibt. R. Moffat sagt (Missionary Labours and Scenes in South-Africa. London, 1842. p. 39.) von

um aber ein Bild von der damaligen Beschaffenheit des Missionsortes zu geben, hebe ich aus seinen Berichten Folgendes aus: „Noch am Tage unserer Ankunft in Algoabai erhielten wir einen Besuch von Dr. van der Kemp. In der heißesten Tageszeit sahen wir einen von vier mageren Ochsen gezogenen Karren langsam über die Sandebene her sich bewegen, und auf einem über denselben hingelegten Brette saß van der Kemp ohne Hut und mit seinem ehrwürdigen kahlen Haupte den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt. Ein ganz abgetragener schwarzer Rock mit einem abgenutzten Unterkleide und ein Paar Ledersohlen, die an seine nackten Füße gebunden waren, machten seine ganze Bedeckung aus. Der General-Kommissar eilte ihm mit

---

ihm: „Wenige Menschen würden die Stürme bestanden haben, denen er trotzte, und vielleicht noch weniger sind ausgezeichneter gewesen im Erfolg ihrer Bemühungen, die Hottentotten aus zeitlicher und geistlicher Sklaverei zu befreien." Er spricht sodann von der Weisheit Gottes, welche von Zeit zu Zeit ihre besonderen Werkzeuge erwecke, wie es Luther, Wikliffe und Knox gewesen seien, und fährt dann fort (a. a. O. p. 40.): „Van der Kemp würde uns blinder Parteilichkeit zeihen, wenn wir ihn in gleiche Linie mit diesen ausgezeichneten Reformatoren stellten, aber weniger kann von seinen Arbeiten nicht gesagt werden, denn daß sie die eines außerordentlichen Mannes waren, und wenn man die Zeit und den Stand der Angelegenheiten in der Kolonie bedenkt, in welcher er lebte, und den Charakter der Völkerstämme, unter denen er arbeitete, so machte ihn die Gnade zu einem herrlichen Werkzeuge, um Wunder auszuführen." Die Pietät des Verfassers gegen seinen verehrten Lehrer Karl Ritter nöthigt ihn zu der Bemerkung, daß derselbe sich später in ganz anderer Weise ausgesprochen hat, vgl. z. B. die trefflichen Bemerkungen in der Erdkunde von Asien. II. S. 153 ff.

der größten Freundlichkeit entgegen, und van der Kemp stieg von seinem Karren und näherte sich langsamen Schrittes, eine schlanke, hagere und doch immer ehrwürdige Gestalt. In seinem heiteren Gesicht erblickte man noch Spuren früherer Schönheit, und sein noch immer feuriges Auge verkündigte die Kraft der Seele, die seine früheren Jahre ausgezeichnet hatte. Statt des gewöhnlichen Grußes verrichtete er ein kurzes Gebet, worin er für den Kommissar und seine Gesellschaft den Segen und für unsere fernere Reise den Schutz Gottes erflehte. Sein Begleiter, Missionar Read, schien ein gutherziger Mann zu sein, der aber, wie die meisten Missionare, sehr unwissend war. Zwei Tage nachher machten wir van der Kemp einen Gegenbesuch. Kaum läßt sich die elende Lage beschreiben, in welcher sich uns diese Niederlassung darstellte, nachdem wir kurz zuvor Gnadenthal gesehen hatten. Auf einer weiten Ebene, auf welcher fast kein Baum zu sehen und fast kein Trinkwasser zu finden ist, erblickt man 40—50 kleine kegelförmige Hütten, die so niedrig sind, daß ein Mann nicht aufrecht darin stehen kann. In ihrer Mitte befindet sich eine mit Stroh bedeckte, aus Lehm aufgeführte Wohnung, welche den Namen einer Kirche trägt. Weit umher ist kein Busch zu sehen, und der Boden ist völlig nackt und hartgetreten, und nirgends eine Spur des menschlichen Fleißes. Die Unterstützungen aus England und Holland, die Gaben der Regierung, die Jagd und ein wenig Viehzucht sind die einzigen Mittel, durch welche 250 Hottentotten am Leben erhalten werden." So stellten sich die Anfänge Bethelsdorps dem Beschauer dar. Wir können nicht erwarten, daß sich der Ort zu schneller Blüthe erhob, dazu waren seine Lage und seine Bewohner nicht angethan. Aber es war doch schon

in der nächsten Zeit ein Fortschritt zu spüren, welcher eine erfreuliche Entwicklung für die Zukunft in Aussicht stellte. Schon am 2. April 1804 konnte van der Kemp schreiben: „Unser Bethelsdorp hat sich neuerdings sehr verändert und vergrößert; drei Völkerschaften sind hier versammelt, so daß ein Fremder nicht wissen kann, ob er hier an einem Kaffern-, Gonaqua- oder Hottentotten-Ort ist. Unsere Gemeine ist in einem beständigen Zunehmen, und die Macht der Gnade wodurch der Herr seinem Worte Zeugniß gibt, zeigt deutlich, daß unser Predigen nicht vergeblich ist. In der letzten Woche sind besonders fünf junge Frauen mächtig ergriffen worden. — Trägheit ist die am meisten herrschende Sünde unter unseren Leuten, und diese bringt das größte Unheil über sie. Einige indeß sind willig zu arbeiten, wenn wir sie nur beschäftigen könnten; aber das können wir nicht, da wir seit mehr als einem Jahre kein Geld mehr vom Kap erhalten haben, so daß wir sie nicht bezahlen können." Am 1. November 1804 dagegen schreibt er: „Es hat bisher noch nichts Rechtes geschehen können, unserer Kolonie eine feste Grundlage zu geben, weil es noch immer ungewiß ist, ob wir unseren bleibenden Wohnsitz hier haben werden, da der Boden so unergiebig ist. Haben wir darüber Gewißheit, dann wollen wir unsere Kirche, Häuser und Magazine, die jetzt bloß Hütten von Rohr und Holz sind, in dauerhafte Häuser verwandeln. Bauholz ist in der Nähe nicht zu finden; der kleine Bach reicht nicht hin, unser hügeliges Ackerland zu wässern. Die Trägheit der Hottentotten ist unglaublich; stellt man sie bei der Arbeit an, so hören sie gleich wieder auf, wenn wir nicht treue Aufseher dabei haben, die uns noch mehr als Arbeiter fehlen. Ungeachtet dieser Schwierigkeiten ist es der großen Thätigkeit

des Bruders Read gelungen, die Kirche zu erbauen, ohne der Gesellschaft Kosten zu verursachen; noch sind die 500 Pfd., welche von der Gesellschaft für diese Ansiedelung bestimmt waren, unangerührt. Jetzt haben wir hier 320 Einwohner, die Zahl unserer Gemeindeglieder ist 43."

In aller Noth und Sorge war es den Missionaren eine reiche Erquickung, das Werk des Geistes an einzelnen Seelen sich offenbaren zu sehen. „So groß der Kampf des Lichtes mit der Finsterniß ist," schreibt van der Kemp, „so hat doch das Evangelium bei Vielen die Oberhand behalten und über die Macht Satans gesiegt." Fast mit jedem Jahre mehrte sich die Zahl der Getauften: im Jahre 1803 konnten 9 Männer, 8 Frauen und 13 Kinder, im Jahre 1804 5 Männer, 17 Frauen und 14 Kinder durch die h. Taufe in die Gemeinde aufgenommen werden. Besonderen Segen erfuhren die Brüder zu Anfang des Jahres 1805, so daß van der Kemp triumphirend sagen konnte: „Neue Ströme der Gnade werden über uns ausgegossen; wir können 10 bis 12 Personen zählen, von denen wir hoffen, daß die Kraft des Herrn sich an ihnen offenbaren werde." Während der ersten vier Monate dieses Jahres wurden 1 Mann, 7 Frauen und 5 Kinder getauft. Lassen wir uns von den Missionaren einige der Getauften vorführen. *) Im Berichte über das Jahr 1803 heißt es „Bruder Boczak (Busak) wurde im September getauft Als er das erste Mal zu uns kam, mußten wir erschrecken' denn er war betrunken, wie ein Vieh, und wir befürchteten, er sei in der Absicht gekommen, unsere Leute zu verführen und ihre Gemüther von der Wahrheit abwendig zu machen.

*) Vergl. Vormbaum, Missionssegen. 1852. S. 162.

Nach und nach wurde er sehr begierig nach dem Worte Gottes, allein wir spürten Nichts an ihm, als daß sein äußeres Betragen regelmäßiger war. Endlich gerieth er letzten Januar in eine große Bekümmerniß wegen seines Seelenzustandes und bat den Bruder van der Kemp um besonderen Unterricht. Er sagte, er habe zwei Herzen bekommen und zwischen beiden sei ein beständiger Streit. Das eine Herz, setzte er hinzu, will nichts Anderes singen, als Hottentotten= und Buschmanns=Lieder, und das Alles ist böse. Das andere Herz, das ich bekommen habe, bewegt sich zum Lobgesange Christi und sagt mir, daß ich im Gebet zu Christo gehen müsse. Zuweilen hat das eine Herz die Oberhand, zuweilen das andere." Das Werk des Herrn an seiner Seele war Andern sichtbar, nur ihm nicht, bis kurz vorher, da er als ein Glied Christi in unsere Gemeinschaft aufgenommen wurde. Sein Herz war so voll von der Liebe Christi, und sein Verlangen, ewig sein Eigenthum zu sein, so stark, daß Bruder van der Kemp nicht länger Anstand nahm, ihm die heilige Taufe angedeihen zu lassen. Er ist jetzt eine Zierde in der Gemeine Christi, und der Name Christi wird auch unter den Heiden durch ihn verherrlicht.

Bruder Samson schien einer von den Vorbereiteten zu sein, zur Annahme des Evangeliums. Viele Jahre war er in Seelenkummer umhergegangen, weil er zu wissen wünschte, ob ein Gott sei, und was er sei, und was er von seinen Geschöpfen fordere. Allein dazu konnte er nicht gelangen, weil er Niemand fand, welcher ihm den Weg zu Gott hätte zeigen können. Von der Zeit an, da die Brüder sich in Bavianskloof niedergelassen hatten, hatte er alle Mittel versucht, um die Entlassung aus seinem Dienste zu

erhalten und zu ihnen gehen zu können; allein Alles war vergeblich. Während des heftigen Aufruhres in der Gegend von Graaf-Reinet wurde Samson fälschlich beschuldigt, die Bauern den Engländern verrathen zu haben. Sogleich wurde er in Ketten gelegt und am andern Morgen sollte er mit dem Tode bestraft werden. Er fand Gelegenheit, in der Nacht der Fesseln los zu werden und aus dem Gefängnisse zu entfliehen. Er kam zu uns nach Graaf-Reinet, welches in der Zeit für viele hundert Hottentotten ein Zufluchtsort war, der Verfolgungssucht ihrer Herren zu entgehen. Als Samson nach Graaf-Reinet kam, fand er zu seiner Freude den rechten Ort, wonach er in seinem Seelenzustande verlangte, und nach welchem Besitze seine Seele so viele Jahre geschmachtet hatte. Er entschloß sich, den Ort nicht eher zu verlassen, bis er zu der Erkenntniß gelangt wäre, welche er zu seinem ewigen Frieden nöthig hatte. Sein fleißiges Forschen nach der Wahrheit und seine nie unterbrochenen Besuche des Gottesdienstes zeigten die Begierde seiner Seele; er wurde bald der erste unserer Schüler; allein die gewünschte Gnadenwirkung des heiligen Geistes konnten wir lange an seinem Herzen nicht klar verspüren, bis er endlich seinen verlorenen Zustand außer Christo einzusehen begann, worauf er dann im März dieses Jahres nebst Bruder Jochem und Schwester Grite Cassari die h. Taufe empfing. Bruder Samson ist sehr eifrig und freimüthig in der Sache Christi; er schämt sich des Evangeliums nicht und versäumt keine Gelegenheit, den Kolonisten zu Gemüthe zu führen, wie ungerecht sie gegen seine Landsleute seien, daß sie dieselben mit der Bibel unbekannt lassen.

Bruder Jochem verreiste im September mit einem

anderen Hottentotten, Namens Abraham. Wir waren seinetwegen in großer Besorgniß, weil er eine Zeitlang vor seiner Abreise ein unordentliches Leben geführt hatte; und wir fürchteten, er werde in seiner Entfernung von hier noch leichter in sein voriges Sündenleben zurückfallen. Allein die Sache fiel besser aus, als wir dachten. Er begab sich nach Graaf-Reinet, versammelte die daselbst wohnenden Heiden und machte sie mit dem Evangelio Jesu Christi bekannt. Weil dieses den daselbst wohnenden sogenannten Christen mißfiel, wurden Jochem und Abraham ins Gefängniß eingesperrt, Abraham schmählich gegeißelt, und beiden verboten, etwas von Jesu mit den Heiden zu sprechen. Allein der Feld-Cornet, der dort wohnte, nahm sich ihrer an, bestrafte die Christen und sagte, daß die Sache, welche sie zu verhindern suchten, nicht könne noch dürfe verhindert werden. Beide setzten daher ihren Unterricht fort, und wir wünschen, daß der Herr denselben segnen möge. Sie ließen uns und allen ihren Brüdern und Schwestern vor einiger Zeit ihren Liebesgruß melden und verlangen, daß wir für sie beten möchten. — Jan Stoffels, einer unserer vorzüglichsten Brüder, wurde im Oktober von uns zum Diakon gewählt, um die Armen-Kasse zu besorgen. Außer denen, welche in diesem Jahre getauft wurden, sind noch verschiedene, welche unsern Erbauungsstunden beiwohnen, in deren Herzen wir ein gründliches Werk des Geistes wahrnehmen dürfen." Die kleine Gemeinde in Bethelsdorp ward je länger je mehr ein Licht im finstern Lande, das manchen entfernten Heiden zum Fragen nach der Seligkeit einlud. Am 3. Dezember 1803 erhielt van der Kemp den Besuch des Kaffern-Häuptlings Gola, dessen Frau und vier anderer Begleiter. Sie spra-

chen den Wunsch aus, sich bei ihm niederlassen zu dürfen, um, wie Gola sagte, in der Erkenntniß des Guten und Bösen unterwiesen zu werden. Da aber der jüngst abgeschlossene Friedensvertrag den Kaffern den Aufenthalt diesseits des großen Fischflusses untersagte, so mußten die Bittenden zurückgewiesen werden. Doch ließ es sich Gola nicht nehmen, je zuweilen aus seinem Lande zum Besuche der christlichen Gottesdienste herüberzukommen. Van der Kemp's Herz stand noch immer nach einer Wirksamkeit unter den Kaffern, es war ihm daher doppelt schmerzlich, daß er die ihn Besuchenden nicht bei sich behalten durfte. Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge mußte er indessen froh sein, seinen Wohnort in der Nähe des Kafferlandes zu haben, wodurch ihm vielfache Gelegenheit geboten wurde, das Wort Gottes einzelnen Heiden verkündigen zu können. „Wir sind," schreiben die Missionare, „glücklicher Weise an einen Ort versetzt, an welchem täglich eine Menge Kaffern vorüberziehen; zuweilen wohnen sie unseren Gottesdiensten bei und die Hottentottengeschwister versäumen die Gelegenheit nicht, mit ihnen von Christo zu reden; und Viele von ihnen haben bisweilen Einige bei sich, um sie zu unterrichten. Wir wünschten, unter diesem Volke eine Mission befestigt zu sehen; und wir selbst sind nicht abgeneigt, uns zu diesem heilsamen Zwecke gebrauchen zu lassen, sobald es nur Gott gefallen sollte, durch andere Missionsbrüder unsere Stelle unter den Hottentotten ersetzt zu sehen."

Der Fortgang des Missionswerkes wurde indessen bald durch einen neuen Krieg zwischen Frankreich und England unterbrochen. Das Kapland wurde von einer brittischen Flotte hart bedroht, und die Regierung rief alle waffenfähigen Männer zur Vertheidigung auf. Wie Gnadenthal,

so stellte auch Bethelsdorp eine Anzahl Hottentotten ins Feld, deren geistliche Pflege zu van der Kemp's großer Freude dem Brüdermissionar Kohrhammer anvertraut wurde. *) Obgleich der Gouverneur in einem Briefe an die Missionare zu Bethelsdorp seine Zufriedenheit mit dem Betragen ihrer Hottentotten aussprach, so scheint es doch, daß sich die Gnadenthaler vor ihnen ausgezeichnet haben, und dieser Umstand bestärkte den General Jansen noch mehr in seiner Abneigung gegen Bethelsdorp, während er seine ganze Liebe und Theilnahme der Brüdermission zuwandte. Das liebliche Aufblühen Gnadenthals einerseits, so wie das kümmerliche Bestehen Bethelsdorp's andererseits, erweckte in ihm den Gedanken, daß die Missionspraxis der Brüdermissionare dem äußerlichen Wohle des Landes förderlicher und dem Wachsthum des zeitlichen Glückes zuträglicher sei, als die Art und Weise, welche van der Kemp befolgte. Mag es immerhin sein, daß dieser es mehr auf die Verbreitung christlicher Erkenntniß, als auf die Einführung nützlicher Gewerbthätigkeit antrug, so darf doch nicht außer Acht gelassen werden, daß die Mission in Bethelsdorp mit ungleich größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, als in Gnadenthal. Die abgelegene Lage machte jeglichen Verkehr im Handel unmöglich, und der fortwährende Kampf um die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens hinderte das Aufkommen irgend welcher anderer Thätigkeit seiner Bewohner. Die Kolonisten benutzten die herrschende Noth in der Gemeinde zu neuen Anschuldigungen der Missionare bei der Regierung. Sie meinten, jetzt zeige sich deutlich, wie vergeblich das Missionswerk, und es sei daher gerathen, es ganz aufzugeben. Der Gouverneur

*) Vergl. Evangelische Missionsgeschichte. B. IV. H. 1. 2. S. 106.

hatte die Schwachheit, solchen Anklagen zu sehr nachzugeben; er erließ am 20. Februar 1805 in Betreff der süd-afrikanischen Missionen eine Proklamation, welche ihnen große Hindernisse zu bereiten geeignet war. Wir lassen hier einige Bestimmungen derselben folgen. „Allen denen, welche diese Proklamation lesen oder hören, machen wir Folgendes bekannt: „Alle diejenigen, welche von den Niederlanden von irgend einer Autoritöt geschickt werden, und sich als solche bekannt machen, welche die Absicht haben, unter dem Namen von Missionaren unter die heidnischen Nationen über die Grenzen dieser Kolonie zu gehen und sie in der Religion und Kultur zu unterrichten, verdienen für solch' eine löbliche Unternehmung jede nöthige Unterstützung, Aufmunterung und Beihülfe von der Regierung." Diesen in der Kirchenordnung vom 25. Juli 1804 enthalteuen Artikel bestätigen wir hiermit; und um die Absichten der Missionare auf dem Kap zu befördern, setzen wir Folgendes fest: 1) daß alle Missionare, die unter gesetzmäßiger Autorität in dieser Kolonie sind, die Freiheit haben, in das Innere des Landes zu gehen, um Religion und Kultur unter den heidnischen Nationen zu lehren und zu befördern; 2) daß dieses in einer solchen Entfernung von den durch die Regierung festgesetzten Grenzen der Kolonie geschehen soll, daß ihre Schulen keine Gemeinschaft mit den Einwohnern auf den Grenzen, noch weniger innerhalb derselben haben sollen, es seien nun Christen oder Heiden; 3) daß in den Schulen oder Versammlungen, welche die Missionare für die Eingebornen einrichten, Niemand, der innerhalb der Kolonie wohnt, zugelassen werden soll, er habe denn ausdrückliche Erlaubniß vom Gouverneur, welche nur im dringenden Nothfall soll gegeben werden; 4) daß alle Missio-

nare, ehe sie in das Innere des Landes gehen, sich vorher dem Gouverneur bekannt machen und den Platz angeben, wo sie sich niederlassen wollen, damit die Regierung zu jeder Zeit wisse, wo die Missionare arbeiten; 5) daß die Missionare verpflichtet sein sollen, der Regierung mit jeder Gelegenheit eine geschriebene Nachricht von dem Zustande ihrer Schulen einzusenden, um zu wissen, welche Wirkungen die Kultur unter ihrer Pflege hat. wovon sie sich nähren, was sie besitzen, die Natur des Bodens, des Klima's ꝛc. 6) Kein Missionar oder ordinirter Prediger darf ohne Erlaubniß des Gouverneurs oder des Distrikts-Consistorii innerhalb der Grenzen der Kolonie einen Gottesdienst abhalten. 7) Hinsichtlich der Missions-Niederlassung des Dr. van der Kemp zu Bethelsdorp wird festgesetzt, daß weder er, noch irgend einer seiner Mitarbeiter die Erlaubniß haben soll, ohne ausdrückliche Einwilligung des Gouverneurs oder seines Landschreibers von den Grenzen der Kolonie zu gehen; daß nur wandernde Hottentotten, oder solche, welche aus seinem Institut in den Dienst der Kolonisten getreten sind, sollen unterrichtet werden dürfen, daß aber kein Hottentotte, der entweder gegenwärtig oder im Laufe des verflossenen Jahres in den Diensten der Einwohner stand, von ihm soll aufgenommen werden dürfen. 8) Daß in keinem Missions-Institut Unterricht im Schreiben soll gegeben werden dürfen, bis einmal ausdrückliche Erlaubniß dazu vom Gouverneur wird gegeben werden. 9) Daß den Eingeborenen nach ihrer Fassungskraft die ersten Begriffe von bürgerlicher Ordnung, so wie sie in dem Mutterlande (Holland) und auf der Kolonie statt hat, von den Missionaren beigebracht werden, und diese in den öffentlichen Gottesdiensten für keine andere Regierung, als für die hol-

ländische Republik und die Kolonie sollen beten dürfen." Es liegt auf der Hand, daß diese Bestimmungen das Aufblühen der Mission völlig verhinderten, und van der Kemp sah sich deshalb veranlaßt, dem Gouverneur die ernstesten Vorstellungen zu machen. Zwischen den beiden ehemaligen Kriegskameraden begann ein lebhafter Briefwechsel, der freilich nicht die Zurücknahme der Verordnung zur Folge hatte, aber jedenfalls wesentlich dazu beitrug, ihre Ungerechtigkeit an's Licht zu stellen und auf die strenge Handhabung derselben zu verzichten. Van der Kemp setzte daher nach wie vor seine gewohnte Missionsthätigkeit fort; er verhinderte auch nicht die Besuche der Kaffern, ja selbst den Sohn des Häuptlings Tzatzoe, Tjani, so wie zwei Söhne des Häuptlings Conga nahm er zur Erziehung bei sich auf. Allein die alten Feinde schlummerten nicht. Diese Besuche der Kaffern schienen ihnen einen gesetzlichen Grund zu neuen Klagen zu bieten. General Jansen, zu furchtsam und zu schwach, die Ankläger entschieden abzuweisen, ließ van der Kemp und Read auffordern, nach der Kapstadt zu kommen und sich vor ihm wegen der gegen sie erhobenen Beschwerden zu rechtfertigen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam dieser Befehl nach Bethelsdorp. Die bleibende Anwesenheit der Missionare schien gerade jetzt höchst wünschenswerth; doch hielten die Brüder es für Pflicht, zu gehorchen. Einen Trost fanden sie darin, daß seit dem 3. März 1805 der von der niederländischen Missionsgesellschaft entsendete Missionar Ulbricht als dritter Arbeiter zu ihnen gekommen war, welchem kurze Zeit nachher die Missionare Tromp und Tetje Bakker folgten. Van der Kemp konnte die Leitung der Station getrost in die Hände Ulbricht's legen, und das erleichterte ihm in

etwa den schweren Abschied. Am 28. April vereinigte er sich zum letzten Male mit seinem Gemeindlein zur Feier des heil. Abendmahles. Er sprach über 2. Sam. 15, 25 und 26: „Werde ich Gnade finden vor dem Herrn, so wird Er mich wieder herbringen, und wird mich die Lade Gottes sehen lassen und Seine Wohnung. Spricht Er aber also: ich habe nicht Lust zu dir! siehe, hier bin ich, Er mache es mit mir, wie es Ihm wohlgefällt!" Read redete über die Worte Offenb. Joh. 21, 6: „Es ist geschehen. Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende." Eine unbeschreibliche Wehmuth bemächtigte sich während der Feier der Gemüther. Am folgenden Tage traten die Brüder, nachdem Missionar Tromp sie betend der Gnade des Herrn befohlen hatte, ihre Reise nach der Kapstadt an, „unter einem herzzerschmelzenden Abschied von diesen theuern Seelen, welche uns lieber sind, als unsere Augen." Die Meisten der Neubekehrten begleiteten sie, so weit sie konnten. Nachdem Alle, der eine nach dem andern, zurückgekehrt waren, lief ihnen noch immer ein kleines Mädchen nach, welches sich nicht zur Rückkehr bewegen lassen wollte. Es sagte, daß es sich lieber unter den Wagenrädern zerquetschen lassen wolle, als die Lehrer verlassen, und diese sahen sich am Ende genöthigt, es mitzunehmen. Auch der Sohn des Kaffern-Häuptlings Tzatzoe hatte es sich nicht nehmen lassen, mitzureisen. Es währte 5 Wochen, ehe die Reisenden die Kapstadt erreichten. Unterwegs war ihnen die Begegnung mit Miss. Smith, welcher im Begriff war, nach Bethelsdorp zu ziehen, eine große Freude und Erquickung. „Wir dankten dem Herrn," meldet van der Kemp, „wegen dieser gnädigen Fürsorge für unsere liebe Gemeinde und schieden am folgenden Tage, nachdem wir das heil. Abend-

mahl genossen hatten, wieder von einander, um unsere Reise fortzusetzen.“ Als sie im Juni 1805 wohlbehalten ihr Reiseziel erreicht hatten, durften sie wohl hoffen, daß ihre Angelegenheit eine schnelle Erledigung finden und ihre baldige Rückkehr nach Bethelsdorp gestattet werde. Allein sie wurden bitter getäuscht. Von Tage zu Tage, von Woche zu Woche wurden sie hingehalten, ohne verhört, angeklagt oder freigesprochen zu werden. Ihre Feinde konnten die gegen sie erhobenen Beschuldigungen nicht erhärten, und der Gouverneur, obgleich von ihrer Unschuld überzeugt, hatte nicht den Muth, sie zu schützen und durch ein entscheidendes Urtheil ihrem Wirkungskreise zurückzugeben. Fast neun Monate hatten sie hoffend und harrend arbeitslos in der Stadt zugebracht, und noch immer war keine Aussicht, eine gerechte Behandlung zu finden. Da verging ihnen der Muth, sie dachten alles Ernstes daran, den südafrikanischen Boden zu verlassen, um entweder auf der Insel Madagascar oder außerhalb des Kolonialgebietes an der Küste von Mozambique eine Mission zu begründen. Doch ehe ihre Pläne zur Ausführung kamen, ebnete der Herr vor ihnen den Weg. Am 4. Januar 1806 erschien die englische Flotte vor der Kapstadt, und schon am 20. desselben Monats nahmen die brittischen Truppen von ihr Besitz. Die holländische Regierung am Kap hatte für immer aufgehört. Mit dem Beginn der englischen Regierung trat sofort eine günstige Wendung der Missionsangelegenheiten ein. Es war eine der ersten hochherzigen Thaten des brittischen Statthalters, General Baird, daß er die Missionare nach Bethelsdorp zurückziehen ließ.

Wir eilen ihnen voraus, um zu sehen, wie sich dort die Missionsdinge während ihrer Abwesenheit gestaltet haben.

Da begegnet uns zuerst eine Frau, die im Drange der Liebe Christi mit ungewöhnlichem Eifer in der Hottentottengemeinde gearbeitet hat. Ihr Name ist Mathilde Schmid, eine reichbegabte Jüngerin des Herrn. Schon früher in Rodezand unter Anleitung des trefflichen Pfarrers Vos für das Reich Gottes thätig, beschloß sie, als van der Kemp und Read ihrem Arbeitsfelde entzogen waren, die entstandene Lücke in Bethelsdorp ausfüllen zu helfen. Sie verkaufte ihre liegende Habe und unternahm, ungeachtet ihrer körperlichen Schwäche und ihres Alters, die mühsame und gefahrvolle Reise. Ihr Vertrauen auf die Hülfe des Herrn war kurz vor ihrer Abreise von der Kapstadt durch einen besonderen Gnadenbeweis gestärkt worden. Bei einem christlichen Freunde wollte sie noch eine Katechisation mit den Hottentotten halten. Ein Offizier hatte davon gehört und mit einem Kameraden sich verabredet, „diesem Possenspiel zu seiner Belustigung beizuwohnen." Die Beiden erscheinen, aber während der Katechisation geht ihnen plötzlich ein Licht auf über ihr Elend und ihren hoffnungslosen Zustand außer Christo. Die „Belustigung" hat ein Ende, und tiefbekümmert verlassen sie die Versammlung. „Die Betrübniß endete, wie wir hoffen," berichten die Missionare, „mit der Bekehrung zu Gott, die Niemand gereuet." In Bethelsdorp wirkte die edle Frau mit dem trefflichsten Erfolge. Ihre vorzüglichen Gaben, der fromme Eifer ihrer Liebe zu den Verlorenen trugen ihr die allgemeinste Achtung ein. Wie auf eine Mutter sahen die Frauen und Mädchen auf sie, welche sie zu einer Unterrichts- und Arbeitsschule um sich vereinigt hatte. Nicht minder geschäftig war sie, die einzelnen Gemeindeglieder in ihren Hütten aufzusuchen, sie Ordnung und Sitte des häuslichen Lebens zu lehren

und besonders die Mütter zu einer verständigen und christlichen Kindererziehun ganzuleiten. Der Herr zeigte ihr einen reichen Lohn dadurch, daß sie an mehreren ihrer Schülerinnen gesegnete Eindrücke des Wortes Gottes wahrnehmen durfte. Nach der Rückkehr der Missionare blieb sie noch ein Jahr in Bethelsdorp, dann glaubte sie sich trotz der Gemeinde Bitten verpflichtet, sich wieder nach der Kapstadt zu begeben, wo sie bis an ihren im Jahre 1821 erfolgten Tod dem Heiland besonders in den armen und verlassenen Hottentottenkindern gedient hat.

Besondere Ereignisse waren während der Abwesenheit van der Kemp's und Read's nicht vorgekommen. Die zurückgebliebenen Brüder hatten die Arbeit in der begonnenen Weise fortgesetzt, van der Kemp meldet, als er im März 1806 zu unbeschreiblicher Freude der Gemeinde zurückgekehrt war, in seinem Berichte nur, daß er das Werk des Herrn im Fortgange gefunden habe.

Frisch und rüstig griffen die Missionare die Arbeit wieder an. Van der Kemp, welcher als der eigentliche Vorsteher von Bethelsdorp betrachtet werden muß, trug es von jetzt an mehr als früher auf die Einführung von allerlei Gewerbsthätigkeit an. Im August 1806 war das erste steinerne Gebäude in Bethelsdorp fertig, welches von Miss. Read zur Schmiede gebraucht wurde. Nach wenigen Jahren finden wir fast alle Handwerke in der Missionsniederlassung vertreten, deren Ertrag zum Unterhalte der Station nicht wenig beitrug. Auch der Reichthum an Vieh stieg von Jahr zu Jahre, während der Mangel an Brodkorn sich noch oft recht fühlbar machte. Die Seelenpflege in der Gemeinde bereitete den Brüdern manchen Schmerz und Noth, aber auch viele Freude; die letztere beugte der

Muthlosigkeit und Verzagtheit vor, in welche die erstere sie wohl hätte bringen können. Einige Bekehrte erquickten sie durch ihren Eifer, das Evangelium weiter auszubreiten; mit besonderer Auszeichnung werden die uns schon bekannten H. Busak und Kupido genannt. Da jetzt ihrer fünf Missionare zusammen waren, so war es ihnen möglich, kleinere Missionsreisen zu den umwohnenden Heiden zu machen. So hielten sich Miss. Smith, Read und später auch van der Kemp eine Zeitlang unter den benachbarten Kaffern auf. Einige Briefauszüge mögen uns in alle diese Arbeiten näher versetzen. Aus dem Jahre 1806 schreibt van der Kemp: „Die öffentlichen Gottesdienste gehen wie gewöhnlich ihren Gang fort. Mit aufgehender Sonne wird die Glocke geläutet, dann kommen wir zusammen und beten; ebenso auch Abends um 7 Uhr. Vormittags um 10 Uhr geht die Schule an, worin gegen 30 Kinder unterwiesen werden, die bereits schon gut lesen können. Am Mittwoch und Samstag geben wir Unterricht in der Bibellehre. Am Sonntag wird von einem Missionsbruder eine Predigt gehalten, und des Mittags versammeln wir uns in der Absicht, Jedem, der zugegen ist, Gelegenheit zu geben, aus seinem Herzen mit uns zu sprechen. Wenn diejenigen, welche noch keine eigentlichen Glieder unserer Gemeinde sind, alsdann weggegangen sind, so theilen wir zu bestimmten Zeiten das heil. Abendmahl aus. Haben wir zuweilen Ursache, über Einige zu klagen, die um ihres Betragens willen ausgeschlossen werden müssen, so hat dieses doch auch den guten Erfolg, daß wir wieder bei Andern wahrnehmen dürfen, daß sie dadurch tief gedemüthigt werden und sich öfter selbst im Gebet vereinigen, den Herrn anzuflehen, dem einreißenden Verderben von Gleichgültigkeit und unchristlichem Leben

zu steuern und zu wehren. Laut unserm Taufregister sind im Jahre 1806 zehn Erwachsene und vierzehn Kinder getauft worden. Noch sind Einige, bei denen wir wahre Sinnesänderung bemerken, welche sich aber als Furchtsame noch nicht entschließen können, sich der h. Taufhandlung zu würdigen.“ — In einem Briefe aus dem Januar 1807 meldet van der Kemp: „Einige Heiden beschämen uns in der That durch ihren Eifer, welchen sie unermüdet bezeugen. So zeichnet sich z. B. einer, Namens Henrich Busak (Boezak) vorzüglich aus, welcher sich nach den Kraalen der Kongokaffern begab, um ihnen das Evangelium zu verkündigen; und wirklich waren seine Bemühungen von so gesegnetem Erfolg, daß ein Mann, mit Namen Poja, sich bekehrte, auch eine Frau und ein Mädchen sehr gerührt wurden. Eine andere seiner Reisen durch eine benachbarte Kolonie wurde mit gleichem Segen gekrönt. Bruder Alexander, ein Sklave, welchen die Schwester Smith in Diensten hat, ist ebenfalls ein gesegnetes Werkzeug in der Hand des Herrn; er ermahnt, bestraft und unterweiset mit aller Liebe und Treue unter unsern Leuten. Nicht weniger offenbarte sich die Gnade des Herrn an dem jungen Hottentotten Jacob, einem Menschen, der vor seiner Bekehrung sehr einfältig war und eine unordentliche Lebensart führte; nun aber nach seiner Bekehrung durch seinen Ernst und Gott gefälligen Wandel viel Segen stiftet. Er begab sich nach dem Kraal des David Stuurman, wo dieser durch seinen Eifer ebenfalls entzündet und für den Herrn gewonnen wurde. Mehrere unserer Leute zogen auch dahin, und wurden durch die daselbst entstandene Erweckung sehr gerührt. Wir haben viele Hoffnung, daß durch solche gesegnete Mittel unter dem Beistande des Herrn das Christenthum

noch im ganzen Lande ausgebreitet werden könne. Die Einwohner hören die Brüder gern; wir finden daher nöthig, noch einige gehörig dazu zu unterrichten; unter andern zeigt sich einer, Namens Kruismann, vorzüglich geschickt, welchen wir in der Folge auch als Helfer gebrauchen werden. Wir haben zu diesem Unterrichte, so wie auch zu unserem eigenen Gebrauch eine kleine Bibliothek angelegt, wobei uns aber noch viele gute theologische Schriften fehlen; auch suchen wir Bücher über Botanik und Naturgeschichte zu bekommen. Sehr angenehm und willkommen würde es uns daher sein, wenn uns brauchbare und zweckmäßige Bücher gesandt würden; zwar ist die Frachtauslage theuer, aber der Nutzen desto größer. Während durch die Gnade des Herrn einige Heiden zum ernstlichen Nachdenken über ihren Seelenzustand gebracht wurden, sind auch einige Christen erweckt worden. Unter diesen befindet sich eine Frau von einem vornehmen Landmann, welche je zuweilen unsere Versammlungen besucht und durch den fleißigen Umgang mit Schwester Smith sehr im Guten gefördert wird. Die in ihrem Herzen vorgegangene Veränderung zeigt sich besonders auch darin, daß sie jetzt auf die Hottentotten, welche ihr zuvor verächtlich waren, mit ganz anderen Augen siehet, sie nun mit vieler Sanftmuth behandelt und sie auch mit herzlicher Liebe in ihrem Hause empfängt und aufnimmt. Durch diese bedeutende Sinnesänderung zieht sie aber den Haß vieler hier wohnenden sogenannten Christen auf sich, welche um irdischer Gründe willen gern den Untergang unserer Missionen sehen möchten; doch werden ihre bösen Gesinnungen gegen uns immer schwächer und in der Ausführung stets verhindert, denn die Hand des Herrn ist augenscheinlich mit uns." — Ein Brief des Miss. Read

vom Oktober 1807 führt uns besonders in die auswärtige Missionsthätigkeit der Sendboten ein. Er schreibt u. A.: „Wir haben große Ursache, dem Herrn zu danken für das viele Gute, das wir genießen, insbesondere aber für den Segen, den er aus Gnaden auf unsere geringe Arbeit legt. Das Werk Gottes in dem Kraal von Stuurmann hat noch seinen gesegneten Fortgang. Bruder Smith hat sich einige Zeit daselbst aufgehalten und den nöthigen Unterricht ertheilt. Vor Kurzem besuchte ich die unter den Häuptlingen Zlambi und Zazoe stehenden Kaffern, und brachte den Sohn des letztern hieher nach Bethelsdorp, um ihn zum Unterricht und Gottesdienst anzuhalten. Ein leiblicher Bruder von unserm redlichen Bruder H. Boezak, der nicht nur dem Laster der Trunkenheit sehr ergeben war, sondern auch sich besonders feindselig gegen uns bewiesen hatte, wie er uns z. B. in Graaf-Reinet viele Leiden zuzog, wo er als Anführer einer Räuberbande uns angegriffen, drei Tage lang vor dem Orte gelegen und wirklich auf uns geschossen hat. Dieser Saulus wohnt jetzt bei uns, und wir hoffen, es könne ein Paulus aus ihm werden, da eine auffallende Veränderung in seinem Innern vorgegangen ist. Auch erfahren wir bereits, daß er sich durch den Geist Gottes ganz hat herumholen lassen, und wir haben deswegen kein Bedenken getragen, ihn als unsern Bruder in Christo auf- und anzunehmen. Einige unserer Leute sind auf's Neue erweckt und uns dadurch zu großer Freude geworden. Es fehlt uns aber auch nicht an Prüfungen. So hat uns u. A. vor einiger Zeit eine sehr schwere betroffen, als nämlich unser theurer Bruder van der Kemp von einem Balken, den wir auf ein Haus bringen wollten, herunterfiel und dadurch eine sehr gefährliche Wunde am Kopfe erhielt.

Dieser würdige Bruder wird von Zeit zu Zeit schwächer, welches uns oft sehr bekümmert macht.

Die Blattern, welche in Bethelsdorp sehr stark grassirt haben, rafften uns viele Leute hinweg; auch haben wir oft Mangel an Lebensmitteln gelitten, besonders an Brod. Wir haben aber jetzt Aussichten, daß uns ein Stück Land geschenkt werden soll, wo wir dann hoffen, unsere Früchte selbst anbauen zu können. Mit Vieh sind wir hingegen überflüssig versehen, und das Land bietet auch seinen Unterhalt reichlich dar. Br. Tromp und Smith befinden sich schon einige Zeit hier und wünschen, nun auch thätige Hand in dem Weinberge des Herrn anzulegen; sie nahmen sich daher vor, den Kaffern, welche an dem großen Fischflusse wohnen, das Evangelium zu verkündigen; allein ihre Sprache zu lernen, fällt ihnen etwas schwer; sie getrauten sich daher noch nicht, diesen wichtigen Punkt zu übernehmen. Br. Ulbricht und ich nahmen in Vorschlag, die Tambukki's oder andere in ihrer Nähe wohnende Völker, welche gegen Norden an dem Bamboes-Gebirge sich aufhalten, zu besuchen, aber auch diese Reise konnten wir wichtiger Ursachen wegen noch nicht antreten. O möchten wir Alle gewürdigt werden, im Glauben zu kämpfen, auf daß wir einst getreu erfunden werden, und nach einem seligen Tod Alle empfangen mögen die Krone des ewigen Lebens." —

Wir hören aus den vorstehenden Mittheilungen, welch' ein Zeugentrieb sich in einigen Gliedern der Bethelsdorper Gemeinde regte. Die Missionare freueten sich desselben, und da sie gern weiter umher das Evangelium sich ausbreiten sahen, so nahmen sie ernstlich auf die Bildung der Nationalgehülfen Bedacht. Viele der Neubekehrten, welche wegen der oft herrschenden Noth auswärts ihr Brod suchen

mußten, wurden Verkündiger der Gnade des Herrn unter Heiden und Christen. Da sie aber selbst noch eines eingehenderen Unterrichts in den christlichen Wahrheiten bedurften, diesen aber ein von van der Kemp in der Hottentottensprache verfaßtes Büchlein: „Wort Gottes für die Hottentotten," nicht ersetzen konnte, so fehlte ihnen die Kraft, welche die Schriftkenntniß gewährt, wie van der Kemp sagt, welcher sie mit tapfern Kämpfern, aber ohne Waffen, vergleicht. Es war daher sein und seiner Mitarbeiter Plan, in Bethelsdorp eine Art Bildungsschule für Nationalgehülfen zu errichten, welche als Boten des Evangeliums zu den heidnischen Volksstämmen Südafrikas ausziehen sollten. Es ist äußerst interessant, die Gedanken eines Mannes, wie van der Kemp, über diesen für die Mission in jedem Lande höchst bedeutsamen Gegenstand kennen zu lernen. „Einige unserer bekehrten Hottentotten," schreibt er, „legen einen merkwürdigen Eifer zu Tage, ihre Landsleute zum Glauben an Christum zu führen. In ihnen ist dieser Eifer sichtbarlich eine Gabe des heiligen Geistes, und ihre Ermahnungen sind mit erfreulichem Erfolge begleitet. Ihr natürlicher Hang, sowie die äußern Umstände gestatten es ihnen nicht, lange zu Hause zu bleiben, und Mangel an Nahrung nöthigt sie, sich auswärts nach Arbeit umzusehen, um ihr ehrliches Stücklein Brod für sich und die Ihrigen zu erwerben. Auf diese Weise macht sie schon das Lebensbedürfniß zu reisenden Predigern, und da es ihnen meist an umfassenden Unterricht gebricht, dem sie sich wegen großer Dürftigkeit nicht unterziehen können, so bestehen ihre Ermahnungen in Mittheilungen ihrer christlichen Erfahrung, die sie an einen Bibelspruch anknüpfen. Könnten Einige von ihnen in eine Lage versetzt werden, wo sie

dem erforderlichen Vorbereitungsunterrichte für einige Zeit sich sorgenlos widmen könnten, so würde die Gnade Gottes durch solche schlichte Leute vielleicht noch mehr als durch auswärtige Missionare unter dem einfachen Hottentottenvolke ausrichten. Ich würde zu diesem Zweck der Gesellschaft folgenden Plan vorschlagen: „Eine kleine Anzahl gründlich bekehrter Hottentotten sollten für ein Paar Jahre zu Bethelsdorp in besonderen Vorbereitungs-Unterricht genommen werden. In den Zwischenstunden sollten sie entweder mit der Viehzucht oder mit Handarbeit sich beschäftigen und etwas zu ihrem Lebensunterhalte verdienen, wie sehr es auch anfänglich der trägen Gemüthsart der Hottentotten schwer fallen mag, zu Hause zu bleiben und sich anhaltend zu beschäftigen. Der Name Missionar müßte ganz und gar vermieden werden, weil derselbe die Aufmerksamkeit der Widersacher reizen und ihrem Werke vielfache Hindernisse in den Weg legen würde. Bereits findet sich ein solcher Mann in unserer Gemeinde, Namens Kruisman, welcher ausgezeichnete Tüchtigkeit zu solchem Berufe hat und auch von Herzen bereit ist, sich ganz für den Dienst Christi hinzugeben.“ Mußte auch die Londoner Gesellschaft die Ausführung dieses Planes wegen Mangels der dazu erforderlichen Geldmittel unterlassen, so zeigt er doch den lieblichen Fortgang des Missionswerkes und die Keime zu immer ausgedehnteren Wirkungskreisen.

Der äußere Wohlstand Betheldorp's, sowie das geistliche Leben der Gemeinde war in den nächsten Jahren in stetem Wachsthum begriffen. Im Jahre 1808 zählte der Ort 60—70 Häuser, mit etwa 600 bis 700 Einwohnern. Van der Kemp hielt sein ferneres Bestehen für gesichert, so daß er wünschte, derselbe möchte der Aufsicht eines andern

Missionars anvertraut werden. Er selbst aber wollte trotz seines Alters und der merklichen Abnahme seiner Kräfte das Panier des Kreuzes unter andern heidnischen Völkern aufrichten. Er hatte vornämlich die Insel Madagaskar und die östliche Küste Südafrikas im Auge. Seine Mitarbeiter Read, Ulbricht und Smith waren entschlossen, ihn zu seinen ferneren Unternehmungen zu begleiten, und auch die Londoner Gesellschaft ging bereitwilligst auf seine Absichten ein. Um die durch den etwaigen Abgang der Brüder in Bethelsdorp entstehende Lücke auszufüllen, wurden von ihr am 26. Januar 1809 die Missionare Wimmer und Pacalt nach Südafrika entsendet.

Im Jahre 1810 stieg die Einwohnerzahl von Bethelsdorp auf 1000, unter ihnen etwa 200 Bekehrte. Die Kolonie bot einen schönen Anblick dar, Fleiß und Ordnungsliebe traten auch dem oberflächlichen Beschauer entgegen. Mit Strickwaaren, Strohmatten, Körben und Meersalz wurde ein lebhafter Handel getrieben; auch im Seifensieden und Bohlenschneiden wurden ansehnliche Geschäfte gemacht. Die Gewerbsthätigkeit erhob sich zu schöner Blüthe, und die umwohnenden Kolonisten verschmähten es nicht, auf Bethelsdorp's Markte ihre Früchte und sonstigen Artikel feil zu bieten. Die öde und unfruchtbare Umgebung war in fruchtbare Felder und grünende Wiesen umgewandelt, welche an 2000 Stücken Rindvieh, 1200 Schafen und Ziegen und 174 Pferden zur Weide dienten. Wie sehr der Wohlstand zugenommen hatte, beweist der Umstand, daß eine neue, 114 Fuß lange und 18 Fuß breite Kirche, welche im September 1809 vollendet wurde, fast ganz aus den eigenen Mitteln des Ortes erbaut werden konnte. Den geistigen Zustand der Gemeinde beschreibt ein Brief des Missionars

Read vom 7. Januar 1811: „Wir haben wieder mehrere merkwürdige Beweise von Gnadenwirkungen zur Bekehrung gehabt, und zwar an den Herzen von Leuten aus verschiedenen Völkern. Wir haben hartherzige, befangene afrikanische Kolonisten, lasterhafte europäische Soldaten und unwissende träge Hottentotten auf gleiche Weise vor dem Kreuze niederfallen und als begnadigte Sünder aufstehen sehen. Wir haben hochmüthige Menschen aus der Zahl der ersteren gedemüthigt und zu den Füßen der Hottentotten sitzen gesehen, um Jesu Worte zu hören; wir haben von den andern wahre Ungeheuer von Lasterhaftigkeit zur Besinnung kommen sehen, so daß sie jetzt die Lehre Gottes ihres Heilandes zieren in allen Stücken, zum Erstaunen Aller, die sie gekannt hatten; wir haben die Stumpfheit der letzteren in Klarheit der Erkenntniß ihrer selbst und des Heilandes sich verwandeln sehen.“ —

War die Missions-Gesellschaft anfangs auf van der Kemp's Pläne, auf der Insel Madagaskar oder anderswo eine Mission zu beginnen, eingegangen, so glaubte sie doch in seiner oft wiederkehrenden Kränklichkeit Veranlassung genug zu haben, ihm keine neuen Anstrengungen und Entbehrungen aufzulegen. Für ihre Missions-Arbeiten an andern Stellen Südafrikas bedurfte sie eines Mannes, dessen Erfahrungen und Rathschläge ihre Sendboten unterstützen könnten, und auf wen anderes hätte sie ihre Aufmerksamkeit richten können, als auf van der Kemp? Sie beabsichtigte, ihn als Missions-Superintendenten in der Kapstadt anzustellen, aber ehe der Ruf an ihn ergehen konnte, rief der Herr seinen Knecht aus dem Streite dieser Zeit zur himmlischen Ruhe.

Nachdem wir den ehrwürdigen van der Kemp und

seine Missions-Laufbahn begleitet haben, erübrigt uns noch, eine andere Seite seiner rastlosen Thätigkeit in's Auge zu fassen, durch welche er sich nicht blos in seiner Gemeinde, sondern auch in den Herzen aller Hottentotten ein bleibendes Gedächtniß gestiftet hat. Es ist dies sein bis zum letzten Lebenshauche fortgesetzter Kampf gegen die schamlosen Unterdrückungen des Hottentotten-Volkes Seitens der Kolonisten und der obrigkeitlichen Behörden, ein Kampf für Recht und Gerechtigkeit gegen die Eingeborenen des Landes.

Die englischen Behörden hatten, wie wir hörten, stets eine wohlwollende Gesinnung gegen die Zertretenen und Unterdrückten gezeigt. Als sie im Jahre 1806 die Zügel des Regiments wieder ergriffen, konnte van der Kemp sich der Hoffnung hingeben, daß dem Elende und der Noth der Eingeborenen ein Ende gemacht werde. Seine Hoffnungen wurden nicht erfüllt. Als die Kolonisten merkten, daß das Kapland dauernd der Herrschaft der Engländer zurückgegeben sei, hielten sie es in ihrem Interesse gelegen, mit der neuen Regierung sich zu befreunden und jegliches Mittel zur Versöhnung derselben anzuwenden. Die Freundschaft der Ansiedler mußte aber auch den Britten um so erwünschter sein, als sie nicht wenig zur Befestigung der englischen Macht am Kap beitrug, und daher gingen die Regierungs-Behörden bereitwilligst auf die Absichten der Kolonisten ein. Das hatte nun für die Hottentotten die übelsten Folgen. Ihre geleisteten Dienste waren bald vergessen, das Interesse für sie schwand je länger je mehr, und die Noth ihrer äußern Lage blieb im Wesentlichen dieselbe, wie früher. Solche Gestaltung der Dinge hatten die Missionare nicht erwartet, aber sie wurden nicht muth-

los. Van der Kemp setzte eifrig und treu sein Sachwalteramt für die Unterdrückten fort, hatte aber den Schmerz, daß seine Klagen nicht gehört wurden. Wir verstehen die Sprache der tiefsten Wehmuth in den Worten, welche er schon im Januar 1807 an die Londoner Missions-Gesellschaft schrieb: „Es kommt mir vor, unsere Widersacher suchen ihren Plan dadurch zu erreichen, nicht, daß sie uns aus der Kolonie verjagen, sondern uns hin- und her stoßen und in immer engere Kreise der Wirksamkeit einschließen, indem sie hoffen, uns durch Widerwärtigkeiten aller Art zu ermüden und am Ende geneigt zu machen, unsere Stationen zu verlassen und ihnen das Feld zu räumen.“ Van der Kemp indessen ermüdete nicht, er hielt es für eine Gewissenspflicht, so lange er auf seinem Posten stand, immer wieder auf's Neue seine Stimme für die Unterdrückten zu erheben und namentlich die Regierungs-Behörden auf das Ernsteste und Nachdrücklichste an die Pflicht der Gerechtigkeit zu mahnen. Er kennt keine Rücksichten für sich, die Verantwortlichkeit seines Berufs nöthigt ihn zu den bittersten Vorwürfen und eindringlichsten Vorstellungen; freilich reißt ihn sein Eifer oft so fort, daß er der Sache, welche er vertheidigt, mehr schadet als nützt. So schreibt er unter dem 21. Mai 1808 an den Landdrosten zu Uitenhagen, in dessen Distrikte Bethelsdorp lag: „Die Träger dieses Briefes, ein paar wackere Hottentotten, führen die laute Klage, daß ihnen von zwei Kolonisten ihre Frauen und Kinder von der öffentlichen Straße weggenommen sind und mit Gewalt von denselben zurückgehalten werden. Solche Mißhandlungen schreien laut zum Himmel um Gerechtigkeit. Ich bitte Sie daher ehrerbietig, daß Sie diesen Unglücklichen die Freiheit verschaffen mögen, welche ihnen durch die Natur

und nach den Gesetzen des Landes gehört. Ich zweifle nicht, daß Sie die Nothwendigkeit erkennen werden, diesen und ähnlichen Mißhandlungen ein Ende zu machen, welche, weil sie bisher unbestraft geblieben sind, täglich an Zahl und Abscheulichkeit zunehmen und dieses Land jedem Fremden, in welchem der letzte Funken der Menschlichkeit noch nicht ganz erstickt ist, zum Greuel machen.“ Die Stimme des edlen Wahrheitszeugen fand kein Gehör. Sie rief vielmehr bei denen, welche sich durch sie getroffen fühlten, Haß und Erbitterung gegen den hervor, welcher sie aussprach. Die Behörden entzogen ihm ihre Gunst und die nachtheiligsten Rückwirkungen davon hatten er und seine Hottentotten reichlich zu erfahren. Das zeigte sich besonders in dem Widerstande, welcher seine Absicht, an einer fruchtbareren Stelle sich niederzulassen, fand. Van der Kemp wurde nicht müde, immer wieder die Behörden an ihre Versprechungen zu erinnern, immer wieder seine Bitten um Bewilligung eines tauglicheren Landstriches zu erneuern. Er hat nie ihre Erfüllung sehen dürfen. „Auf dieser Stelle,“ so schreibt er dem Gouverneur, „haben wir schon seit mehr als fünf Jahren geschmachtet und an den nothwendigsten Lebensmitteln bittern Mangel gelitten. Auch ist die gänzliche Ungewißheit unserer Lage Schuld, daß wir an dem Aufbau fester Wohnhäuser noch nicht denken durften, sondern uns bisher in Schilf- und Strohhütten elendiglich behelfen mußten. Ich ersuche daher Ew. Exz. ehrerbietig, daß dieser wachsenden Kolonie ein taugliches Stück Land wo möglich in der Nähe des Kaffernlandes angewiesen werden möge, damit auch dieses Volk die Wohlthat des Religions-Unterrichtes genieße und zu einem christlich gebildeten Volke erzogen werden möge.“

Nach langem vergeblichem Kampfe sah van der Kemp endlich das Morgenroth eines neuen Tages der Freiheit für die Hottentotten anbrechen. Der englische Gouverneur, Graf Caledon, hatte auf einer Reise durch die Kapkolonie das herzzerreißende Elend geschaut, in welches sie durch die Grausamkeit der Kolonisten gestürzt waren, er hatte ihre Klagen und Seufzer vernommen, die einzige Waffe, welche sie ihren Drängern entgegenzustellen hatten; er hatte ihre dringenden Bitten um Hülfe gehört, die einzige Hoffnung, auf welche sie ihre Erlösung gründeten. Tief erschüttert von diesen Erfahrungen kehrte er nach der Kapstadt zurück mit dem ernsten Vorsatze, den Recht- und Wehrlosen ein väterlicher Freund und Beschützer zu werden. Am 1. November 1809 ließ er eine Proklamation ausgehen, welche zum erstenmale dem geknechteten Hottentottenvolke einen rechtlichen Schutz gegen die Uebergriffe seiner Zertreter gewährte. Ihr wesentlicher Inhalt ist folgender: Die Hottentotten sollen ganz ebenso wie die übrigen Einwohner der Kolonie den gesetzlichen Bestimmungen bezüglich ihres Aufenthaltes und ihrer Beschäftigung unterworfen sein. Wer einen Hottentotten für längere Zeit als einen Monat dingt, soll vor der Obrigkeit einen Vertrag mit ihm schließen, worin Termin, Betrag des Lohnes, Zeit der Zahlung angegeben sein soll. Jeder Theil bekommt ein Exemplar des Vertrags. Es soll jedem Hottentotten freistehen, in einem solchen Vertrage auch Weiber und Kinder aufzunehmen, denen dann auch Nahrung und Kleidung verabreicht werden muß. Nach Ablauf der Vertragszeit steht es bei dem Hottentotten, mit Familie und Vieh wieder wegzuziehen. Kein Hottentotte darf den Distrikt in welchem er wohnt, ohne Bewilligung des Landdrosten

verlassen. Zahlt der Meister nicht den Lohn zur bestimmten Zeit, so kann der Hottentotte klagend gegen ihn vor dem Richter auftreten, der ihn zur Zahlung anzuhalten hat. Im Falle von Mißhandlung, welche der Hottentotte beweisen muß, soll der Meister mit 10 bis 50 Thalern gestraft werden. Der Mißhandelte soll von der Erfüllung seiner Dienstpflicht freigesprochen sein. Ist der Hottentotte in seiner Klage als Lügner erfunden, so verfällt er gebührender nachdrücklicher Bestrafung. Geht die Mißhandlung bis zur Verstümmelung, so soll der Landdrost nach den Strafgesetzen der Kolonie verfahren. Im Falle des Todes des Hottentotten soll es dessen Frau und Kindern freistehen, den Dienst zu verlassen, wenn sie nicht gerade persönlich gebunden sind, zu bleiben. Niemand soll einen Hottentotten dingen, ohne ein Zeugniß von ihm zu haben, das entweder sein Meister oder der Landdrost ausgestellt hat und das ausspricht, daß er frei ist und sich in einen Dienst begeben kann." Diese Verordnung ist dadurch von der weitgreifendsten Bedeutung gewesen, daß sie eine öffentliche Erklärung der Regierung von der Existenz eines Rechtes für die Hottentotten und einen Protest gegen die empörenden Thaten der Kolonisten verkündete. Für die Missionare insonderheit war sie ein Zeugniß, daß ihre Stimmen nicht fruchtlos gewesen waren, und eine rechtliche Grundlage, auf welcher sie ihre ferneren Bemühungen fortsetzen konnten. Man dürfte nämlich nicht meinen, daß diese Verordnung sofort allem Unwesen gesteuert hätte in einem Lande, in welchem die Rechtlosigkeit und die Bedrückung der Eingeborenen durch hundertjährige Sitte sanktionirt war, konnte das Recht nur allmählig festen Boden finden. Nur zu bald brachen die wilden Wogen

des Uebermuthes über den um die Elenden gezogenen Schutzdamm, und die Bedrängungen dauerten fort wie ehedem. Van der Kemp konnte noch nicht von dem Kampfplatze treten, und er hat ausgehalten bis zu der Stunde, wo sein Gott ihn rief. Er sah in der Nähe Bethelsdorp's die grausamen Thaten der Kolonisten gegen das von ihm so geliebte Volk nach wie vor; die unteren Behörden ließen sie ungestraft hingehen. Können wir es dem Manne verdenken, wenn er, verlassen von dem Schutze des Landdrosten, erdrückt von den unaufhörlichen Leiden, sich aus einem Lande wegsehnt, in welchem das Recht mit Füßen getreten wurde! „Ich will anderswo hingehen,“ ruft er einmal aus, „um aus meiner jetzigen Lage zu kommen; mein Muth ist gebrochen, und ich bin ganz niedergebeugt durch die beständigen Grausamkeiten gegen die Hottentotten von Seiten des Landdrosten.“ Mit erneuerter Kraft tauchte sein alter Gedanke an eine Mission auf der Insel Madagaskar auf, welche er in Gemeinschaft mit Missionar Pacalt beginnen wollte. Doch der Herr hatte ihm eine andere Stätte der Ruhe und des Friedens bereitet.

Es war im Jahre 1811, als van der Kemp's langjähriger Mitarbeiter, Missionar Read, in einem Briefe an die Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft über die von Kolonisten an den in der Nähe Bethelsdorps wohnenden Hottentotten begangenen Grausamkeiten Klage führte. Der Inhalt dieses Schreibens gelangte, ich weiß nicht, auf welchem Wege, zur Kenntniß des Gouverneurs in der Kapstadt. Dieser befahl sofort dem Landdrosten Cuyler, den Missionar über seine Berichte zu vernehmen. Read konnte sich auf verschiedene Thatsachen berufen, ja selbst auf verübte Morde, welche die Veranlassung zu seinen Klagen gewesen waren. Er erklärte sich

in einem Schreiben an den Gouverneur bereit, persönlich eine nähere Darstellung der Gewaltthaten zu geben. Graf Caledon entbot demzufolge van der Kemp und Read nach der Capstadt, und diese machten sich im Spätjahr 1811 auf die Reise. Der Statthalter, überzeugt von der Gerechtigkeit ihrer Klagen und entschlossen, mit dem ganzen Gewichte seines Ansehens und seiner Macht den empörenden Ungerechtigkeiten entgegen zu treten, ernannte eine außerordentliche Kommission zur Untersuchung der Sache in den Districten. Aber noch ehe dieselbe ihre Arbeiten beginnen konnte, wurde van der Kemp aus der Zeit abgerufen. Er hatte in dem Hause der frommen Frau Schmid gastliche Aufnahme gefunden. Während seines Aufenthaltes in der Kapstadt verlor er nie seinen Beruf aus dem Auge, ein Verkündiger der Gnade und Wahrheit seines Herrn zu sein. Gott hatte seinen Zeugnissen einen empfänglichen Boden bereitet. Kurz vorher hatten zwei furchtbare Erdbeben die Bewohner der Stadt erschüttert, nicht lange nachher brachen die Pocken aus. Der Tod hielt seine grausige Ernte unter Jung und Alt. Die sonst so sichere und dem weltlichen Leben ergebene Stadt seufzte schwer unter der Last der göttlichen Gerichte. Kaffeehäuser, Theater, Läden, selbst die Kirchen waren geschlossen. Keiner getraute sich, das Haus des Andern zu betreten; die von der Seuche heimgesuchten Häuser mußten eine weiße Fahne ausstecken, und wer aus ihnen kam, mußte ein weißes Band um den Arm tragen. Diese Ereignisse waren gewaltige Bußprediger, viele lernten die Gnade des Herrn suchen. In dieser Zeit stand van der Kemp als ein muthiger Zeuge des Herrn unter den Verzagten. Mit ungewöhnlichem Segen verkündete er den Weg, auf welchem Sünder dem zukünftigen Zorne entfliehen können. Er ahnte nicht, daß sein letztes Stündlein nahe war. Am Morgen des

7. Dezember 1811 erklärte er in dem Hause seiner trefflichen Wirthin vor einer zahlreichen Versammlung einen Abschnitt aus der heiligen Schrift. Kurz nachher fühlte er sich unwohl. Er sagte zu Frau Schmid: „Ich fühle mich sehr schwach, ich würde mich sehr freuen, wenn ich meine Angelegenheiten in Ordnung bringen könnte.“ Die Krankheit nahm in den nächsten Tagen einen höchst bedenklichen Charakter an. Die angewendeten Arzeneien blieben erfolglos, heftige Fieber beraubten ihn der Sprache und oft auch des Bewußtseins. Nur eine Woche sollte er seine schmerzlichen Leiden tragen. Still, aber voll seliger Hoffnung sah er dem Tage seiner Auflösung entgegen. Einer seiner Freunde fragte ihn an seinem Todestage (15. Dezbr. 1811) nach dem Zustande seines Herzens. „Es geht ganz gut,“ antwortete der Kranke, und als man ihn fragte, ob es licht oder dunkel in seiner Seele sei, rief er aus: „Licht! — Licht!“ In seligem Frieden ging er hinüber.

Wir blicken zurück auf das Leben, das wir betrachtet haben. Die Missionslaufbahn des Vollendeten war von verhältnißmäßig kurzer Dauer, nur zwölf Jahre hat er auf seinem Arbeitsfelde gestanden. Aber in diesen zwölf Jahren ist der Grund gelegt zu dem Tempel Gottes, welchen die Arbeit des nachfolgenden Geschlechts unter den heidnischen Völkerstämmen Südafrikas erbaut hat. Als van der Kemp sein Auge im Tode geschlossen hatte, schien es zwar, als ob das aufgehende Morgenroth dem Dunkel der Nacht wieder weichen sollte; aber nur wenige Jahre vergingen, und ein neuer Tag brach an über einem umnachteten Lande. Wie eine Prophetenstimme klingt das letzte Wort des Sterbenden: Licht! Licht! Neben seinem Grabe sind zahlreiche Christengemeinden entstanden, welche in dem Lichte der Gnade wandeln, deren Verkündiger zu sein seine Ehre und sein Ruhm war. Van der Kemp war ein scharf ausgeprägter

Charakter: was er war, war er ganz, ohne sich zu kümmern um das Urtheil der Welt. So haben wir ihn kennen gelernt in der Zeit, in welcher er umgarnt von den Nutzen des Unglaubens den Werken der Finsterniß sich hingab. So haben wir ihn kennen gelernt in der Zeit, in welcher er sich in dankbarer Liebe dem Dienste des Herrn geweihet hat. Nachdem er in der Gnade des Herrn die Vergebung seiner Sünden und den Frieden seiner Seele gefunden, hat er nichts Anderes gesucht und gewollt, als alle seine Kräfte und Gaben in den Dienst seines Heilandes zu stellen. Und im Drange dieser Liebe hat er die ihm gewisse Aussicht auf eine ehren- und ruhmvolle Laufbahn im Vaterlande aufgegeben und ist hineingetreten in die Mitte eines geknechteten, verachteten und stumpfsinnigen Volkes, um in den Elenden und Verkommenen, der vor dem Herrn werth Gehaltenen, seinem Heilande zu dienen. Im Drange dieser Liebe hat er sein nicht unbedeutendes irdisches Vermögen zum Opfer gebracht, um den armen Hottentottensklaven die leibliche Freiheit zu erkaufen und die Sorge für seinen Unterhalt der Gesellschaft, welche ihn berufen, abzunehmen. In dem Drange dieser Liebe ist er umhergezogen in einem fremden Lande, dessen christliche Bewohner ihn weniger verstanden, als die Heiden, auf seinen einsamen Wegen mit Thränen edlen Samen ausstreuend, dessen Frucht die Ewigkeit offenbar machen wird; und willig hat er sich trotz der Beschwerden des hereinbrechenden Alters allen Mühen und Gefahren des Missionslebens unterzogen, ohne je wankend und verzagt zu werden, denn er wußte, an wen er glaubte. Im Drange dieser Liebe hat er das thränenschwere Amt eines Anwaltes für ein rechtloses Volk übernommen, und ist nicht müde geworden, immer wieder auf's Neue seine Stimme zu erheben, ob sie auch nicht gehört und nicht geachtet wurde. Er war ein

Mann des in der Liebe thätigen Glaubens, und Gott hat ihn an eine Stelle gesetzt, an welcher er seine ausgezeichneten Gaben nutzbar machen sollte für sein Reich. Und diesen seinen Posten hat er behauptet in unermüdlich thätiger Treue bis zum letzten Lebenshauche. Er war nicht frei von Fehlern und Gebrechen. Wie die edlen Seiten seines Wesens und Charakters glänzend hervortraten, so blieben auch die ihm eigenen Sonderbarkeiten und Schwächen nicht verborgen. Die üblen Folgen derselben fielen zunächst auf sein eigenes Haupt zurück. Sein oft allzuschroffer Eifer gegen die Behörden des Landes ließ ihn wohl die schuldige Achtung und Ehrerbietung vergessen, er schadete dadurch sich und der Sache, welche er verfocht, denn meist blieb der gewünschte Erfolg aus, welcher ihm auf dem Wege der Sanftmuth gewiß gewesen wäre. Ein unvorsichtiger Schritt war es, daß er sich aus dem von ihm so geliebten Hottentottenvolke eine Lebensgefährtin ersah, eine Wahl, welche selbst christliche Freunde eine Zeitlang bedenklich machte; er selbst hat sie später bitter bereut.*) Fern sei es von uns, seinen Antheil an menschlicher Sünde, an menschlichem Irrthum irgendwie rechtfertigen zu wollen, aber trotzdem können und müssen wir in vollster Ueberzeugung in die schönen Worte des Nachrufes einstimmen, welchen die Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft dem heimgegangenen Sendboten widmete. Sie lauten:

---

*) Rob. Moffat, Missionary Labours etc. p. 40: It is probable that his extreme sympathy with this enslaved people induced him, with more feeling than judgment, to choose a wife from amongst them. Being a most unsuitable companion for such a person, her subsequent conduct cast a gloom over the remnant of his days of suffering and toil; and as I have heard it remarked by one who knew him well, undoubtedly accelerated his death.

„Die Direktoren wollen über seinen Charakter kein Lob aussprechen; Jedermann weiß und kennt seine Frömmigkeit, seine Selbstverleugnung und apostolisches Arbeiten. Wie auf dem Grabe eines berühmten Baumeisters, der innerhalb eines von ihm aufgeführten Gebäudes beerdigt wurde, die Inschrift lautet: „Schau um dich!“ — so wird die Missionsgesellschaft, wenn die Welt nach dem Charakter van der Kemp's fragt, auf die Missionen Süd-Afrika's hindeuten, auf Bethelsdorp und auf eine in der Wüste dort errichtete Kirche des lebendigen Gottes, und wird sagen: „Siehe seine Arbeit, — gehe hin und thue desgleichen!“

Gedruckt bei A. Martini, Grüttefien & Comp. in Elberfeld.

Vormbaum, Reinhold

Evangelische Missionsgeschichte in Biographien

Bd.: 4,3/4

Düsseldorf 1860